

G
GOLDMANN

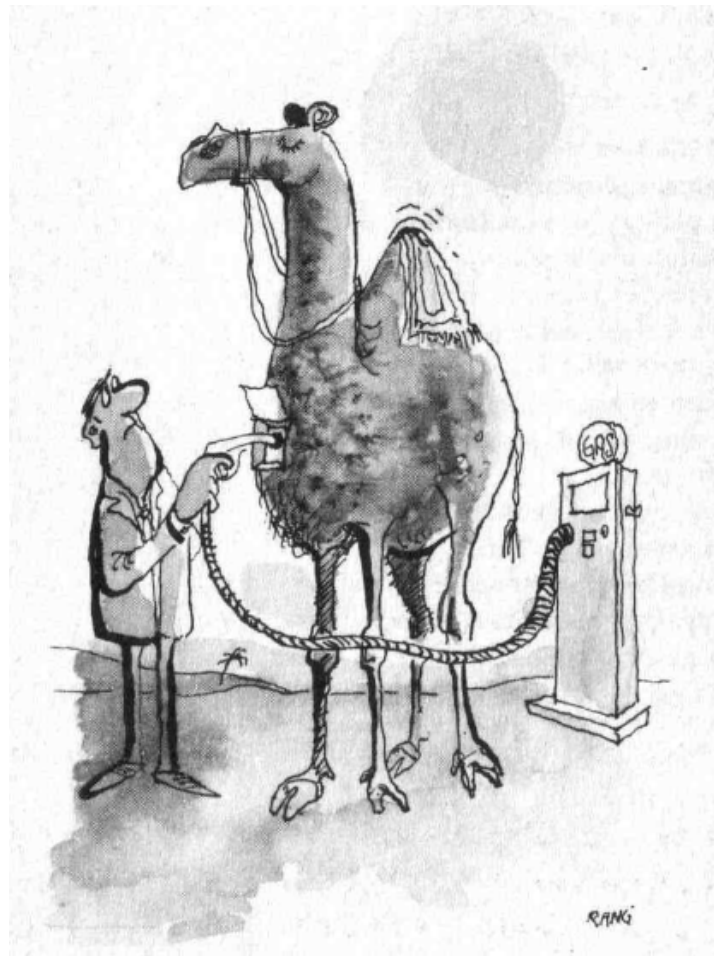
Neue Satiren

Ephraim
Kishon
Nur in Israel
Das Kamel im Nadelöhr





Das Kamel im Nadelöhr



Buch

Auf der Grundlage des »großen Buches der Absurditäten«, wie Kishon seinen umfassenden Satirenband »Das Kamel im Nadelöhr« nennt, sind fünf in sich abgeschlossene Taschenbuchausgaben, von Rudi Angerer kongenial illustriert, entstanden. Der erste eigenständige Band »Nur in Israel« liegt hiermit vor. Weitere vier Taschenbücher schließen sich an:

- »Die heilige Bürokratie« (6735)
- »Die ganze Welt ist Zirkus« (6736)
- »Was für eine Wirtschaft!« (6737)
- »Ideologie für den Hausgebrauch« (6738)

Autor

Name: Kishon

Vorname: Ephraim

Alter: geb. 23. 8. 1924 (in Budapest)

Zivilstand: verheiratet

Vorname der Ehefrau: Sara

Kinder: Rafael, Amir und Renana

Größe: 1,78 m

Gewicht: 66 kg

Haar: einst blond, jetzt mehr grau als blond

Augen: grau

Lieblingsgericht: gebratene Zwiebeln

Lieblingsgetränk: Milch

Lieblingskleidung: sportlich

Lieblingsfarbe: alle Pastellfarben

Lieblingsschriftsteller: viele, z. B. Kafka, Shakespeare, Aristophanes, Jaroslav Hasek, Mark Twain...

Ephraim
Kishon

Nur in Israel

Das Kamel im Nadelöhr
Neue Satiren

Scanned by: **Leseratten**

Korrektur: **Leseratten**



Ins Deutsche übertragen von Gerhard Bronner,
Immanuel Rosenne und Friedrich Torberg

Zeichnungen: Rudolf Angerer, Wien

1. Auflage Oktober 1984 • 1.-100. Tsd.

Made in Germany
Genehmigte Taschenbuchausgabe in 5 Einzelbänden
© der Originalausgabe 1982,
Albert Langen/Georg Müller Verlag GmbH, München, Wien
Umschlagentwurf: Design Team München, unter Verwendung
einer Illustration von Rudolf Angerer, Wien
Satz: IBV Lichtsatz KG, Berlin Druck: Eisnerdruck GmbH, Berlin
Verlagsnummer: 6734
Lektorat der Taschenbuchausgabe: Gerda Weiss
Herstellung: Peter Papenbrok
ISBN 3-442-6734-0

Inhalt

Analytische Fachsimpelei	7
Der Schmelztiegel	18
Renanas Weg zur finanziellen Unabhängigkeit	27
Feiertagsgedanken	37
Beschwerdeführer leben gefährlich	41
»A« wie Aufzug	52
Freud und Praxis	60
Fünf Minuten Redezeit	67
Wie die Würmer nach dem Regen	76
Der Mann am Drücker	79
Bildstörung	90

»Mein Programm ist darauf ausgerichtet, die Stützung und Kräftigung des nationalen Rückgrats herbeizuführen.« Mit diesen Worten eröffnete das Kamel seine erste Pressekonferenz nach seiner Ernennung zum Verkehrsminister und reckte den Höcker stolz empor. »Wer mich kennt, meine Damen und Herren, weiß, daß ich ein Kamel der Taten bin und nicht der Worte. Daher bin ich fest entschlossen, innerhalb von zwei Monaten sämtliche Wüsten der Region in grüne Felder und blühende Rosengärten zu verwandeln. Um dies zu erreichen, werden alle Sandschichten abgetragen und mit Schubkarren weggeschafft. Die erforderlichen Süßwassermengen werden mittels einer Luftbrücke eingeflogen, Oasen werden in der erforderlichen Zeit errichtet, mit Regierungsdekret wird gutes Wetter verfügt, gleichzeitig die Inflation gestoppt und der Export um das Sechsfache gesteigert. Ich bin mir der Tatsache bewußt, daß die Verwirklichung meines Programms kein leichtes Unterfangen sein wird, aber ich möchte meiner Überzeugung Ausdruck verleihen, daß wir alle dies mit Beharrlichkeit, Hingabe, Sorgfalt, Fleiß, Planung, Umsicht, Glaube, Liebe und Hoffnung durchaus bewältigen können. Irgendwelche Fragen?«

»Ja, Exzellenz«, meldete sich ein junger Reporter, »werden Sie es auch zustande bringen, durch ein Nadelöhr zu schlüpfen?«

»Daran zweifle ich keinen Augenblick.«

»Und wenn Ihr Höcker im Nadelöhr steckenbleiben sollte?«

»Was für ein Höcker?«

Analytische Fachsimpelei

Natürlich ist nicht das Kamel die Zentralfigur dieses Buches, selbst wenn ich immer wieder von Höckern aller Art, vor allem unsichtbaren, schreibe.

Ebensowenig wird sich dieses Buch um Nadeln drehen, auch wenn von Experten behauptet wird, Satire könne stechen. Und was den Titel des Buches betrifft, so wurde ich mit ihm in meinen Jugendjahren vertraut, da ich mich als neues Kibbuz-Mitglied am Rande der Stadt Nazareth hin und wieder genötigt sah, ein »Wüstenschiff« durch das unwegsame Gelände zu navigieren. Damals konnte ich nicht ahnen, daß ich auf dem Höcker eines Symbols thronte, noch dazu auf einem biblischen Symbol für das Absurde. »Das Kamel im Nadelöhr« hat im vorliegenden Fall kaum etwas mit biblischer Weisheit zu tun, auch nicht mit Zoologie. Es bezieht sich ausschließlich auf den Menschen, auf seine Schwäche, seine Habgier und vor allem auf seine Dummheit. Diese menschliche Dreieinigkeit befindet sich schon seit urdenklichen Zeiten im Visier der Humoristen, und zwar seit Adam vom Baum der Erkenntnis naschte und den Magen der Menschheit für alle Zeiten verdarb.

Die Minuspunkte der menschlichen Natur, meine eigenen nicht ausgeschlossen, waren immer schon der Born, aus dem ich eimerweise Satire schöpfen konnte. Aber irgendwie scheint mir die Grundstimmung meiner bisherigen Bücher etwas erfreulicher gewesen zu sein.

Heutzutage fragt man mich: »Stimmt es, daß Sie neuerdings kritischer geworden sind?«

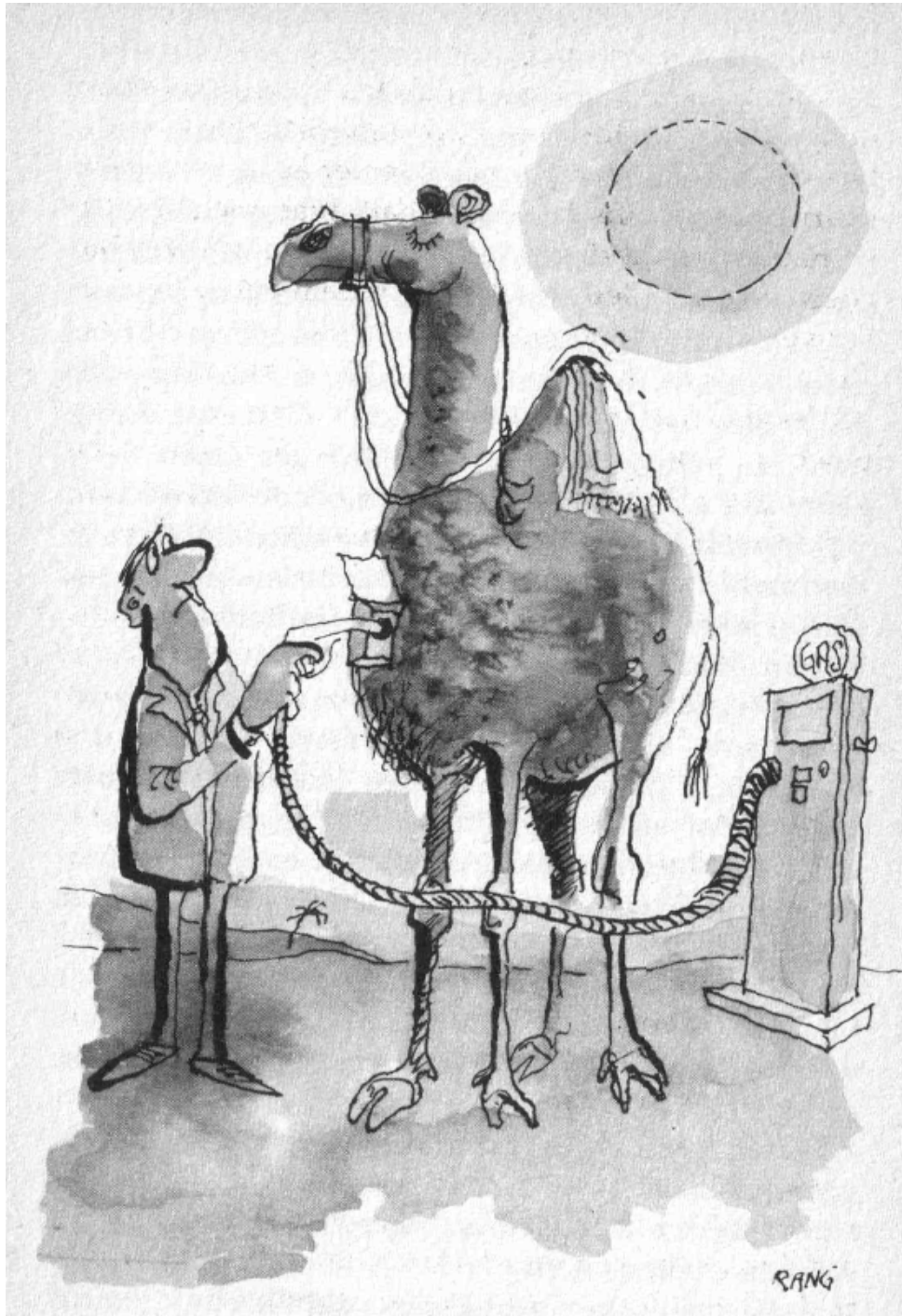
»Nicht ich. Die Zeiten sind kritischer geworden.«

»Haha, immer zu Späßen aufgelegt.«

Es läßt sich nicht leugnen, daß man mit zunehmendem Alter unduldsamer und unnachsichtiger wird. Dieser geistige Wandel macht leider auch vor einem satirischen Schriftsteller nicht halt. Was mich betrifft, so habe ich bald das biblische Alter von fünfzig Büchern erreicht, deren Hälfte auch dem deutschen Leser verständlich gemacht worden ist.

Vielleicht ist es der neuen Erdölherrschaft zuzuschreiben, daß die Tinte meiner Feder etwas saurer geworden ist. In den vergangenen Jahren wurden viele freundliche Gesichtsmasken vom Petrol hinweggespült, und ebenso viele häßliche Fratzen wurden weithin sichtbar. Es scheint mir, daß sich die Energiekrise der Welt vor allem als eine moralische Krise entpuppt. Mit dem himmelstürmenden Hochflug der Ölpreise wurde die traurige Wahrheit hinter den Phrasen ihrer letzten Blößen beraubt. Kaum war der Petrodollar erfunden, gingen die humanistischen Ideale schlagartig in Pension. Sofern irgend etwas ihren Platz einnahm, so war es die Kosten-Nutzen-Rechnung der doppelten Buchhalterei.

Daß sich neuerdings für den Betrachter klare Fronten und Konturen abzuzeichnen begannen, mag vielleicht nicht für jedermann erfreulich gewesen sein, doch für die Arbeit des Satirikers stellt dies eine Erleichterung dar. Denn seine Aufgabe ist es, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, und nicht so, wie andere sie betrachtet wissen wollen. Hinzugefügt sei, daß der Satiriker das Privileg, besser gesagt das Monopol, vielleicht sogar den Luxus für sich in Anspruch nimmt, wann immer es ihm beliebt, die Wahrheit zu sagen.



Es bleibt ihm auch gar nichts anderes übrig. Der Satiriker mag sein Gesicht mit Reismehl weiß pudern, oder er kann im Samba-Rhythmus auf den Händen tanzen. Kurz, er kann tun, was er will, nur eines darf er nicht: sich in der Manege des großen Weltzirkus ziellos herumtreiben lassen. Was immer er tut, er muß vorwärts schreiten, auch wenn sein Kopf unten und die Beine oben sind. Seine Zielrichtung muß in schnurgerader Linie zur Wahrheit hinführen. Mit anderen Worten, der Humorist wird zum Akrobaten wider Willen, sein Weg ist eine stete Gratwanderung über ein schwankendes Seil. Auf der einen Seite gähnt der Abgrund der Lüge, auf der anderen lauert seine gefährlichste Versuchung, nämlich der Verlust des Maßhaltens. Das einzige Sicherheitsnetz, das sich weit unter ihm befindet, ist die Wahrheit.

Ein praktisches Beispiel?

Da gab es jenen Generalissimus Franco, der, wir erinnern uns, einige Monate lang mit dem Tod zu ringen hatte. Alle seine vertrauten Hofschranzen versammelten sich tagtäglich im Regierungspalast, um bebend den ärztlichen Bulletins entgegenzuharren. Eines Tages geschah das Unvermeidliche, der Erste Hofarzt kam gemessenen Schrittes aus dem Krankenzimmer und verkündete mit gebrochener Stimme:

»Meine Herren, seine Herrlichkeit, der Caudillo, ist nicht mehr.«

Angeblich soll einer der trauernden Adjutanten gefragt haben:

»Ja... aber... wer wird es wagen... ihm diese Nachricht zu überbringen?«

Auf die spanischen Verhältnisse zur Zeit des Franco-

Regimes bezogen, mag diese Anekdote vielleicht ein Lächeln hervorrufen.

Wenn wir aber dieselbe Geschichte über Roosevelt oder Churchill erzählen, dann wäre sie völlig unkomisch. Denn auch bei einer erfundenen Geschichte muß die Grund-Prämisse stimmen, die Stoßrichtung des Erzählten muß zur Wahrheit hin verlaufen. Auch die absurdeste Groteske ist nur dann komisch, wenn hinter der Absurdität die ungroteske Realität zu spüren ist.

*

Ein weiteres Beispiel gefällig?

Der neue Installateur unserer Siedlung wurde von uns zwei Monate hindurch ständig eingeladen, unsere Warmwasserleitung zu reparieren. Endlich ließ er sich dazu herab. Ich sagte ihm: »Hoffentlich werden Sie in Hinkunft mit uns nicht mehr Versteck spielen, Herr... Herr...«

»Bialazurkiewicz.«

»Entschuldigen Sie«, sagte ich leicht verstört und überreichte ihm einen Notizblock. »Wie schreiben Sie sich?«

Der Meister des gewundenen Rohres holte hinter einem seiner Ohren einen Bleistiftstummel hervor, feuchtete bedächtig dessen Spitze mit seiner Zunge an und schrieb dann sehr sorgfältig Buchstabe für Buchstabe. »S-I-C-H.«

Das mag, auf einen Installateur bezogen, lustig sein. Ginge es in dieser Geschichte um einen Versicherungsagenten oder einen Hausarzt, so wäre sie überhaupt nicht komisch.

Noch ein Beispiel. Vor einiger Zeit gelang es mir, meine damals elfjährige Tochter Renana zu belauschen, als sie in ihrem Zimmer mit der gleichaltrigen Nachbarstochter Nava wichtige Dinge zu besprechen hatte:

»Sag mir«, flüsterte Nava höchst aufgeregt, »sind wir eigentlich Jungfrauen?«

Renana versank in tiefes Nachdenken und antwortete schließlich: »Noch nicht.«

Wenn das ein elfjähriges Mädchen sagt, ist es nett, komisch, vielleicht sogar rührend. Dieselbe Äußerung einer Fünfzehnjährigen wäre geschmacklos. Nein, schlimmer, es wäre der Humor eines Dilettanten.

*

In keinem anderen Berufszweig der Welt, mit der möglichen Ausnahme des klassischen Balletts, schreit der Dilettantismus derart zum Himmel. Eine humoristische Geschichte ist entweder amüsant, oder sie ist unausstehlich. Ein Mittelding ist unvorstellbar. Etwa so wie eine Telephonnummer, die ungefähr stimmt, oder eine Frau, die ein bißchen schwanger ist.

Am meisten leidet unter diesem Dilettantismus der Berufshumorist, wenn ihm seine guten Freunde bei jeder sich bietenden Gelegenheit Witze und nochmals Witze erzählen, dabei aber niemals begreifen werden, daß ein Satiriker keine Witze produziert. Er entdeckt sie nur.

Apropos Witze, da gibt es zum Beispiel die berühmte Geschichte vom traurigen Clown.

»Ich hätte ein Heilmittel für Sie«, sagt der Psychiater zu seinem Patienten, der unter schweren Depressionen leidet. »Gehen Sie doch einmal in den Zirkus um die Ecke. Dort tritt ein großartiger Clown auf, bei dem Sie Tränen lachen werden...«

»Herr Doktor«, antwortet der Patient traurig, »der Clown bin ich.«

Ganz einfach. Sehr eindrucksvoll, sehr rührend, sehr bekannt.

Die Geschichte hat nur einen Haken: so stimmt sie nicht. Laut meinen Erfahrungen müßte die Geschichte folgendermaßen enden:

»Herr Doktor«, antwortet der Patient in meiner Fassung, »den Zirkus um die Ecke habe ich schon besucht, und dieser Clown hat mir nicht das kleinste Lächeln entlockt. Das war der dilettantischste Clown, den ich je gesehen habe.«

»Schade«, sagt der Arzt traurig. »Der Clown bin ich.«

So ist es viel überzeugender. Humor wird nie ein Nebenberuf sein und schon gar nicht ein Hobby. Und um der Wahrheit die Ehre zu geben: ein depressiver Mensch muß nicht unbedingt ein Clown sein, er kann theoretisch auch Totengräber werden.

Vielleicht klingt es für diesen oder jenen enttäuschend, aber der Humorist unterscheidet sich von anderen Sterblichen grundsätzlich durch nichts. Von einer wesentlichen Eigenschaft abgesehen: er vertritt eine eigene Meinung. Er ist im günstigsten Fall nichts anderes als ein zweibeiniger Wahrheitsdetektor. Ein vollautomatisiertes Röntgengerät für die Durchleuchtung der Heuchelei. Vielleicht könnte man ihn auch als Lügenthermometer bezeichnen.

Mag sein, daß ich da aus der Schule geplaudert habe. Aber jetzt ist es zu spät, einen Rückzieher zu machen.

Die Satire kann als Gradmesser für den Wahrheitsgehalt großer und kleiner Worte dienen. Ob sich die Satire mit einem Kindergarten befaßt oder mit einem Zwillingsinstitut namens UNO: wenn sie ein Lachen hervorruft oder ein bescheidenes Lächeln, und sei es auch nur ein verschämtes Verziehen der Mundwinkel - so hat der Humorist die Wahrheit gestreift.

Denn die Lüge bringt niemanden zum Lachen, verursacht nicht den kleinsten Kitzel. Nicht einmal ihre kurzen Beine sind komisch...

Dieses Gesetz gilt ganz besonders im größten Niemandsland der Menschheit, im Reich der Politik.

Ich stelle mir z. B. eine künftige Weltregierung vor und meinen gescheiterten Versuch, mit dieser einigermaßen vernünftig zu koexistieren. Die Schlußfolgerung lautet:

»Der Kommunismus ist theoretisch wunderschön, er ist nur mit einem einzigen Mangel behaftet - er läßt sich praktisch verwirklichen.«

Nun versuchen Sie bitte, diesen Ausspruch mit dem Humorthermometer zu messen, in dem Sie den Begriff »Kommunismus« durch »Demokratie« ersetzen. Also: »Die Demokratie ist theoretisch wunderschön, sie hat nur einen einzigen Mangel - sie läßt sich verwirklichen.«

Nun, haben Sie gelacht? Natürlich nicht. Warum sollten Sie auch.

Ich habe einmal geschrieben, daß der UN-Sicherheitsrat die Verurteilung Israels wegen der Besetzung Afghanistans durch die Russen erwägt. Das klingt, lei-

der, ziemlich komisch. Nun stelle ich es dem verehrten Leser anheim, den Namen Israel gegen den irgendeines anderen Landes auszutauschen. Etwa Belgien oder Irak oder Honduras...

Haben wir uns verstanden?

Im Bereich des Humors gibt es keinen Platz für die Täuschung, den Bluff, die Demagogie. Aus diesem einfachen Grund wird es auch niemals ein abstraktes Leben geben oder einen »progressiven« Satiriker oder gar einen Pop-Humoristen. Das Lächeln bedarf einer irdischen Realität, einer einfachen, unwiderlegbaren Wahrheit.

Somit scheint es, daß der Humor ein unheilbar konservatives Vehikel ist. Und wer diese These ablehnt, möge sich doch in den gesammelten Werken des Genossen Lenin von der Richtigkeit überzeugen. Der Leser wird gebeten, den Inhalt dieses Buches mit Hilfe des beschriebenen »Humorthermometers« ständig zu prüfen.

Doch muß ich um Eile bitten.

Wir laufen nämlich allesamt Gefahr, daß auch noch das letzte Kamel gegen einen vergoldeten Rolls Royce ausgetauscht wird oder daß die unübertrefflichen Japaner demnächst eine dehbare Nadel aus Kunststoff erfinden.

Um menschliche Schwächen registrieren zu können, bedarf es eines ruhigen Kopfes und einer ausgewogenen Haltung. Daher führe ich meine erste Klinge gegen jene Lokalmatadore, deren Handlungen und Denkvorgänge durchwegs das Gütesiegel »Made in Israel« tragen. Eigentlich könnte man auf dieses Etikett getrost verzichten, da sämtliche in diesem Abschnitt zusammengetragenen Ereignisse ohnehin nur in meinem Heimatland geschehen können. Wir sind - wie soll ich sagen - eigenartig.

Soweit mir bekannt ist, existiert beispielsweise nirgends auf der Welt ein Staatsvolk, das aus neunzig verschiedenen, aus allen Ecken der Erde zusammengekratzten Völkerstämmen besteht, mit der Ausnahme der Vereinigten Staaten von Amerika, die ohnehin nur als mißlungene Kopie Israels anzusehen sind.

Der jüdische Staat erwies sich als Schmelztiegel im wahrsten und edelsten Sinne des Wortes. In diesem Gefäß wurden nach und nach alle aus der Diaspora Heimgekehrten zu einem einzigen Volk von Brüdern geschmiedet. Oberflächliche Beobachter mögen zwar den Verdacht äußern, daß es im Innern des glühenden Tiegels zu ewigen Reibereien zwischen den neunzig Ingredienzen kommen könnte, doch für diese haben wir jederzeit ein sachliches und treffendes Argument zur Hand:

Mund halten!

Natürlich gibt es Reibereien! Wo in aller Welt gibt es keine? Was unsere neunzig Stämme vereint, ist vor allem die Verachtung für alle anderen Landsmannschaften. Obwohl ich persönlich noch nie unter der Ablehnung seitens der restlichen neunundachtzig Stämme zu leiden gehabt habe, eher schon unter der Zuneigung jenes seltsamen Tartarenstammes, unter dessen Fittichen meine Vorfahren seinerzeit leichtfertig ihre Zelte aufschlugen.

Der Schmelztiegel

Es muß einmal in der Öffentlichkeit verkündet werden, daß ich eine kritische Phase meines Lebens, zwei Tage lang, als stolzer Besitzer eines Motorrades verbrachte.

Natürlich ist es unter etablierten Schriftstellern üblich, so einem Vehikel mit einer gewissen Geringschätzung zu begegnen. Man betrachtet es eher als standesgemäß, so lange an Autobushaltestellen Schlange zu stehen, bis die Tantiemen zur Anschaffung eines imagefördernden Straßenkreuzers reichen.

Bei näherem Hinsehen stellt sich aber oft heraus, daß besagte Schriftsteller im allgemeinen ihre zwei Beine als Fortbewegungsmittel in Anspruch nehmen.

Ich hingegen bin ein willensschwacher Mensch, der eher zu Kompromissen neigt. So begab es sich eines Tages, als mein Luxusgefährt noch nicht einmal als Silberstreif am Horizont zu sehen war, daß ich die Nerven verlor und ein Motorrad erwarb.

Ich taufte es »Dr. Kaltenbrunner«, denn es kam aus Deutschland und erinnerte mich irgendwie mit seinem schwarzglänzenden Äußeren an Leute, die vor kurzem noch Dr. Kaltenbrunner zu heißen pflegten. Soweit die Einführung in die Geschichte meines Motorradbesitzerdaseins.

*

Sie beginnt damit, daß ich am zweiten Tag meines motorisierten Daseins, auf meinem Doktor reitend, elegant bei einer Tel Aviver Tankstelle einkehrte und

dem an der Benzinpumpe stehenden Fachmann mit ostentativer Lässigkeit zurief:

»Fünf Liter Sprit und 200 Gramm Öl.«

Der Mann an der Pumpe begann zu strahlen, dann fiel er mir um den Hals:

»Sie kommen auch aus Ungarn? Sagen Sie nichts, ich habe das gleich an ihrem furchtbaren Akzent erkannt. Mitbürger! Freund! Landsmann, wie geht es Ihnen?«

Es wäre müßig zu leugnen, daß auch ich nicht gleichgültig blieb. Es ist nun einmal nichts Alltägliches, wenn zwei bis dato einander völlig unbekannte Juden weit weg von ihrem heimatlichen Budapest zusammentreffen, um sich hemmungslos in ihrer stets auf der falschen Silbe betonten Muttersprache unterhalten zu können. Was Wunder also, daß wir beide einige Tränen der Rührung zerdrückten. Ja, das ist Israel, der Schmelztiegel.

Dann erzählte mir mein neuer Blutsbruder, daß sein Betrieb seit vierzig Jahren fest in ungarischer Hand sei. Der Boß sei zwar ein abscheulicher Litauer, das fiele aber nicht weiter auf, da er sich bereits die Grundkenntnisse der ungarischen Sprache angeeignet habe, und er sei sogar schon in der Lage, ein kurzes Kindergedicht von Vörösmarty Mihály mit nahezu verständlicher Aussprache vorzutragen.

Nach einigen Minuten des Schwelgens in magyarischer Lyrik ging mein Landsmann auf ein aktuelleres Thema über:

»Hören Sie, lieber Freund, ich will Sie nicht beleidigen oder gar, Gott behüte, kränken, aber Ihr Motorrad ist ziemlich verschmutzt. Man sollte ihm eine gründliche Säuberung angedeihen lassen. Zwar gibt

es bei uns Freitag nachmittags prinzipiell keine Motorradwäsche, aber bei einem ungarischen Kunden wird sich natürlich eine Ausnahme machen lassen.«

»Danke, aber ich habe es leider sehr eilig.«

»Es handelt sich nur um fünf Minuten, keine Sekunde mehr. Ich frage, wer soll schon wem unter die Arme greifen, wenn nicht ein jüdischer Ungar einem ungarischen Juden?«

Ohne weitere Verwarnung klatschte mein Landsmann in die Hände und bewirkte damit, daß ein transsylvanischer Bär aus einer Höhle hervorkam, um mein am ganzen Leibe zitterndes Motorrad unverzüglich in die Werkstatt zu entführen. Dort angelangt, setzte sich der Bär eine Röntgenbrille auf, ergriff eine Spritzpistole und schaltete sie ein. Der Strahl, der hervorschoß, war stark genug, um Löcher in den Asphalt zu bohren. Der Bruderbär lächelte mir ermutigend zu und lenkte den Strahl auf Doktor Kaltenbrunner. Dieser fiel sofort um und blieb wie ein k.o.-geschlagener Boxer verkrampft auf der Seite liegen.

»Keine Sorge, mein Freund«, tröstete mich der Bär in einem eher rustikalen Ungarisch, »so kann der Strahl besser durchspülen, um den ganzen Schmutz zu vernichten. Wissen Sie, wenn Sie zum Beispiel ein Pole wären oder Gott behüte gar ein Rumäne, nie im Leben hätte ich am Freitagnachmittag diese Schwerarbeit begonnen. Weil Sie aber Ungarisch sprechen, überwinde ich mich. Wir müssen zusammenhalten, um uns gegen den starken balkanischen Druck wehren zu können, verstehen Sie?«

Doktor Kaltenbrunners Schaumgummisitz begann sich mittlerweile unter dem starken Druck des ungari-

schen Reinigungsstrahls zu wellen, und die Drähte des Scheinwerfers rissen wie strapazierte Nerven. »Hören Sie auf«, schrie ich, »hier scheint etwas nicht zu stimmen...«

»Nicht nervös werden«, erklang eine ungarische Stimme hinter mir. Wem sie gehörte, konnte ich nicht feststellen, da sich inzwischen das gesamte magyarische Personal des Betriebes in die Hände klatschend um mich geschart hatte.

»Wir Ungarn«, setzte einer fort, »wir sind berühmt für unsere einwandfreie Arbeit, besonders wenn wir für einen Landsmann arbeiten. Sehen Sie diesen ekelhaften Polen dort, wie er uns aus haßerfüllten Augen anstarrt?« Er zeigte mit seinem ölverschmierten Zeigefinger auf einen einsamen Arbeiter, der sich still in einer Ecke verkroch.

»Wer ist diese Fratze?« fragte ich.

»Er ist mein Schwager.« Dann wandte er sich an den transsylvanischen Bären: »Jancsikám, etwas mehr Druck!«

Jancsikám legte einige Dutzend Atü zu. Die Reinigungsmasse drang durch das Loch des Zündschlosses in die Dynamospulen und vernichtete dort alles, was zu vernichten war. Vermutlich auch den Schmutz. Aus einem der Ventile erklang ein zarter Pfeifton, kurz danach löste sich das Hinterrad von der Felge.

»Vorsicht!« schrie ich aus Leibeskräften, »was habt ihr vor?« Krachbumm!

Das Nummernschild des Motorrades wurde fortgeblasen und blieb in der Wand stecken. Der Putz fiel von der Decke. Der Fahrersitz war völlig verschwunden, so als hätte er niemals existiert. Aus dem Motor

kamen klebrige Rauchschwaden hervor. Ich versuchte, dem Bären die Spritzpistole zu entreißen, aber der Strahl trennte mich von meinem dahinsiechenden Motorrad.

»Hören Sie, Mensch«, brüllte ich dem Bären mit einer Stimme zu, die fast noch lauter war als der aus der Spritzpistole dringende Lärm, »meine Mutter ist Polin, die dazu noch Rumänisch versteht! Ehrenwort! Hören Sie auf, es ist Freitag nachmittag...«

Das Untier grinste mir freundlich zu und ließ dem allmählich zum Schrotthaufen werdenden Motorrad aus einem riesigen Feuerlöschgerät einen Strahl kochenden Wassers angedeihen. Die Lenkstange krümmte sich, der Rückspiegel nahm Monokelform an, der Scheinwerfer glich einem Aquarium, das ganze Gefährt schrumpfte vor meinen Augen ein.

»So, das wäre erledigt«, verkündete mein Bruderbär und warf mir mein ehemaliges Motorrad zu. »Aber sagen Sie keinem Menschen, daß wir am Freitag nachmittag noch gearbeitet haben. Das war ein Spezialservice für Sie, weil Sie eben...«

Mein armer Kaltenbrunner sah aus, als wäre er irrtümlicherweise von einem Pogrom heimgesucht worden. Seine Bestandteile waren über die ganze Werkstatt verstreut, und der Rahmen war mit einer öligen Patina überzogen. Der Kilometerzähler hatte mit dem Stopplicht Platz getauscht, der Benzintank war voller Grübchen und die Batterie unauffindbar.

Ich pumpte das von meiner Landsmannschaft so vorsorglich behandelte Hinterrad wieder auf und versuchte, mein zwei Tage altes Fahrzeug in Gang zu setzen. Es gab einen kläglichen Seufzer von sich, der nach einem fürchterlichen Fluch klang.

Ich stand allein und verlassen da. Das magyarische Tankstellenpersonal wandte sich wieder seiner verantwortungsvollen Arbeit zu. Ich trat einigemal auf den Kickstarter des Doktors seligen Angedenkens, in der waghalsigen Hoffnung, ihn vielleicht doch noch in Gang setzen zu können...

Meine Landsleute betrachteten mein Treiben mit unverhohlener Verachtung. Sie rügten mich nicht direkt, schließlich war ich ja ihr Landsmann, aber ihren Blicken war unschwer zu entnehmen, daß sie sich vor den Polen oder gar Rumänen, wo immer diese auch sein mochten, meinetwegen genieren müßten.

»Fahren Sie doch endlich los, mein Herr«, tadelte mich der brüderliche Vorarbeiter, »hier wird ja schließlich gearbeitet. Oder?«

Ich wagte es anzudeuten, daß mein Gefährt aus uner-sichtlichen Gründen den Dienst verweigerte.

»Dann bringen Sie es doch zu einem Pannendienst«, riet mir mein magyarischer Freund, »in Jaffa finden Sie einen erstklassigen Mechaniker aus Ungarn. Wenn Sie ihm sagen, daß Sie ein Landsmann sind, wird er es Ihnen vielleicht schon nächste Woche reparieren. Wichtig ist nur, daß Sie zu keinem Polen oder gar zu einem Rumänen gehen. Diese Leute machen alles kaputt...«

*

Während ich Kaltenbrunner nach Hause schleppte, musterten einige Straßenpassanten mich und mein verunglücktes Motorrad mit hämischem Lachen. Es dürfte sich offensichtlich um Polen oder vielleicht Rumänen gehandelt haben.



Daheim angekommen, blieb Doktor Kaltenbrunner als provisorisches Ersatzteillager liegen. Ich sammelte die verblichenen Überreste, begrub sie und schrieb auf den Grabstein:

»Hier ruht ein Motorrad mit zweieinhalb Pferdestärken. Es wurde nur zwei Tage alt. Es fiel in der ungarischen Abteilung des Schmelztiegels Israel auseinander.«

Wenn man Statistikern glauben darf, so besteht die eine Hälfte unserer Bürger aus Verkehrspolizisten, die andere meistert ihr Dasein als Babysitter. Alle übrigen sind Autofahrer oder Babys. Warum es bei uns so viele Verkehrspolizisten gibt, liegt klar auf der Hand: jedes Baby weiß, daß unser Staatshaushalt zur Gänze von Strafmandaten finanziert wird, wenn überhaupt. Unser Reichtum an Babysittern hingegen steht nicht unbedingt in ursächlichem Zusammenhang mit plärrenden Kleinstkindern, sondern vielmehr in der Bereitschaft der Eltern, möglichst oft auszugehen. Bei ruhigem Überlegen allerdings scheint ein gewisser Zusammenhang zwischen diesen beiden Faktoren nicht ganz ausgeschlossen.

Wie dem auch sei, Israel ist das einzige Land im Nahen, Mittleren und Fernen Osten, das keine Bevölkerungs-, sondern eine Babysitterexplosion aufzuweisen hat.

Renanas Weg zur finanziellen Unabhängigkeit

Unsere Tochter Renana faßte kürzlich einen folgenreichen Entschluß: Sie wollte nicht länger auf ihre verständnislosen Eltern angewiesen sein. Der kürzeste Weg hierzu war folgende Ankündigung, die eines Tages in einem Buchgeschäft unserer Nachbarschaft zu finden war:

»Verlässliches Mädchen aus guter Familie interessiert sich für Teilzeitbeschäftigung als Babysitter. Bitte melden.«

Wie nicht anders zu erwarten, meldete sich sehr bald ein potentieller Kunde namens Winternitz am Tele-

phon. Er wollte zunächst einmal wissen, wie alt dieses verlässliche Mädchen aus guter Familie wäre und was unter der semantischen Implikation »Teilzeit« wohl zu verstehen sei.

Eine unerklärliche Loyalität zu meiner Tochter brachte mich dazu, ihr Alter auf dreizehneinhalb zu erhöhen, doch was seine zweite Frage betraf, so war ich bestenfalls auf Vermutungen angewiesen. Ich murmelte daher irgend etwas Beiläufiges von gelegentlichen Stunden, denn keinesfalls sei unter Teilzeit ein Rund-um-die-Uhr-Service zu verstehen.

*

Anschließend bat ich die beste Ehefrau von allen zu einer Notstandssitzung. Wir kamen einstimmig zu dem Entschluß, die Initiative unserer Tochter im Keim zu ersticken, wenn auch - das sei aber nur am Rande vermerkt - ihr Hang zu finanzieller Unabhängigkeit insgeheim zu begrüßen sei.

»Einerseits bin ich ja froh, daß Renana ehrliche Arbeit sucht und nicht so wie alle anderen Kinder unserer Nachbarschaft mit Börsenpapieren spekuliert«, sagte ich zu meiner Frau. »Andererseits bin ich entschieden gegen diesen Job, weil sie noch viel zu jung ist, um so eine Verantwortung zu tragen.«

Nicht, daß sie etwa kränklich wäre oder ähnliches. Unsere Renana ist springlebendig wie ein Floh. Leider nicht viel kräftiger. Mit anderen Worten, sie ist ein eher zartes Kind und benötigt daher mindestens zehn bis zwölf Stunden Schlaf pro Nacht.

Nachdem alle Für und Wider erwogen waren, kamen wir, bei aller Anerkennung ihrer Initiative, zu dem

Schluß, daß sie nicht für professionelle Kinderbeaufsichtigung geschaffen wäre.

»Keine Sorge«, beruhigte mich die beste Ehefrau von allen, »ich rede ihr das Projekt in Minutenschnelle aus.«

Gesagt, getan. Oder zumindest versucht. Nach einem verhältnismäßig kurzen Tete-à-tete, während dessen ein Tete vor Zorn anschwell, berichtete mir die beste Ehefrau von allen folgendes:

»Wir haben uns auf einen Kompromiß geeinigt. Renana wird den Job als Babysitter annehmen, aber nicht allein, sondern gemeinsam mit ihrer besten Freundin Nava.«

»Wo ist da ein Kompromiß?«

»Ich weiß nicht«, sagte die beste Ehefrau von allen.

»Vorhin hat's noch wie ein Kompromiß geklungen.« In Gottes Namen, sagte ich mir, sollen sie eben die Teilzeitbeschäftigung unter sich aufteilen. Geteilte Wache ist noch immer besser als überhaupt kein Schlaf.

Es waren nur noch einige kleine technische Details zu klären. Zum Beispiel war es nicht ganz einfach, Navas Eltern davon zu überzeugen, daß die in Frage stehende Teilzeitbeschäftigung zum Wohle ihrer Tochter sein würde. Dann rief ich Herrn Winternitz an und teilte ihm vertraulich mit, daß ich bereit wäre, die vollen Kosten für Renanas Geschäftsteilhaberinnen zu übernehmen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß Herr Winternitz Nachtarbeiter ist und daß Frau Winternitz, die Mutter des zu bewachenden Babys, vor etwa acht Wochen starke Zahnschmerzen verspürte und kurzerhand zu ihrem seit zwei Monaten geschiedenen Zahnarzt gezogen war.

Die erste Arbeitsnacht kam und ging ohne größere Schwierigkeiten.

Renana zog ihren Trainingsanzug an und packte unsere Katze ein, um sie mitzunehmen. Die beiden können nämlich ohne einander nicht schlafen. Ich hingegen holte Nava ab und chauffierte die beiden Teilzeitbeschäftigten an ihren Arbeitsplatz, der etwa dreißig Häuserblocks entfernt war. Natürlich mußte ich den beiden ausdrücklich versprechen, sie um fünf Uhr morgens wieder abzuholen, denn inzwischen hatten wir erfahren, daß just zu diesem Zeitpunkt Herr Winternitz die Gepflogenheit hatte heimzukehren.

»Mach dir keine Sorgen«, teilte mir meine unabhängige Tochter mit, während sie vor Nervosität zitterte, »ich bin dieser Verantwortung durchaus gewachsen.«

*

Weder die beste Ehefrau von allen noch ich konnten in dieser Nacht auch nur eine Sekunde schlafen. Um vier Uhr morgens sprang ich aus dem zerwühlten Bett und raste mit Vollgas zum Haus des Herrn Winternitz. Ob ich dort oder daheim nicht schlafen konnte, blieb sich schließlich gleich.

Zuerst läutete ich an der Tür, dann klopfte ich. Dann läutete ich wieder, und schließlich trat ich gegen die Tür, aber niemand kam, um sie zu öffnen. Also brach ich ein Küchenfenster auf. Zu meiner Erleichterung stellte ich zunächst einmal fest, daß beide Teile des teilzeitbeschäftigten Babysitterteams anwesend waren, wenn auch im Tiefschlaf. Ein zartes Schnarchen entströmte dem Lehnstuhl, auf dem Nava die Nacht

durchwachte, während das zu bewachende Objekt mitten im Zimmer auf dem Teppich lag und sich heiser brüllte. Renana hingegen lag friedlich in der Gehschule des brüllenden Babys mit der Katze in den Armen und dem Daumen im Mund. Ihrem Daumen, nicht dem der Katze.

Ich schaltete blitzartig. Das Bewacherteam wurde auf den Rücksitz meines Wagens verfrachtet und das Baby im Gitterbett verstaut. Nicht eine Sekunde zu früh, denn in diesem Augenblick kam Herr Winternitz daheim an. Er schien mit der Leistung der beiden Nachtwächterinnen höchst zufrieden zu sein und zahlte auf der Stelle die vereinbarte Gebühr. Die beiden schlaftrunkenen Nachtarbeiterinnen wußten zwar nicht recht, was ihnen geschah, aber das Geld war fraglos Geld.

»Siehst du, Papi«, verkündete Renana mit müder Stimme, aber höchst zufrieden mit ihrer Leistung, »ich hab's dir gesagt, daß ich dieser Verantwortung gewachsen bin.«

Das Geld in ihrer Tasche begann schon für Renana zu arbeiten. Sie selbst fiel, daheim angelangt, ins Bett und schlief bis kurz vor Schulbeginn.

*

Nach einer detaillierten Rekonstruktion der Ereignisse dieser Nacht stellte sich heraus, daß zunächst alles glatt verlaufen sein dürfte. Die beiden Babysitter scheinen erst nach etwa zehn Minuten eingeschlafen zu sein. Irgendwann in der Nacht dürfte die Katze sie aufgeweckt haben. Zu diesem Zeitpunkt war das Baby im Begriff, die Brüstung des Balkons zu erklim-



men, um das Nachtleben der Stadt kennenzulernen. Der Ausreißer wurde unter lautem Protest zurückgeschleppt, und was weiter geschah, konnte nie ganz festgestellt werden, außer daß alle Beteiligten das Scharmützel einigermaßen heil überstanden haben dürften.

Angesichts des eben Geschilderten fanden wir, es wäre an der Zeit, Regina hinzuzurufen.

Unsere gute alte Babysitterin Regina wohnt, wie vielleicht einige meiner Leser noch wissen, ziemlich weit draußen in dem Vorort Holon. Es bedurfte einiger Überredungskunst meinerseits, um sie ihrem wohlverdienten Ruhestand zu entreißen. Schließlich willigte sie ein, getarnt als Tante des alten Winternitz das Babysitterteam zu bewachen. Allerdings unter zwei Bedingungen:

»Ich verlange ein Taxi von und nach Holon«, diktierte Regina, »und natürlich doppelte Bezahlung.« »Warum doppelte Bezahlung?«

»Weil ich schließlich drei Babys zu bewachen habe.«

Dagegen war wenig vorzubringen. Ich setzte mich mit einem Taxiunternehmen in Verbindung, um Reginas allnächtlichen Transport in die Wege zu leiten, und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß nach zwei Uhr früh ein erhöhter Sondertarif in Kraft tritt.

Natürlich hatte ich keine Zeit, mich mit derlei Nebensächlichkeiten herumzuschlagen. Ich mußte mit meinem Bewachungsunternehmen verhandeln, um eine Eskorte zu engagieren, welche die beiden Mädchen auf ihrem finstern Weg zum und vom Arbeitsplatz im Auge behalten sollte. Überflüssig zu vermerken, daß die Herrschaften für die Nachtstunden auch erhöhte Tarife berechneten. Ich frage mich, ob es nicht logi-

scher wäre, wenn Nachtwächter bei Tag Überstunden berechneten, konnte mir aber keine Antwort geben.

Die beste Ehefrau von allen argumentierte, daß wir vermutlich Unkosten sparen würden, wenn wir das Winternitz-Baby für die Nachtstunden zu uns bringen ließen, aber ich wies darauf hin, daß durchaus ein psychologischer Schaden für Renana erwachsen könnte, der nicht zu verantworten sei. Und schließlich wollen wir doch den Babysitter nicht mit dem Bad ausschütten, oder?

So groß die Versuchung auch gewesen sein mag, wir schütteten nicht. Obwohl in der Nacht darauf ein neues Problem auftauchte: die beiden Arbeitnehmerinnen verspürten gegen Mitternacht plötzlich einen Riesenhunger. Mehr als das, sie beschlossen, daß dieser Hunger nur durch Spaghetti zu stillen wäre. Aber Regina weigerte sich, die Küche zu betreten:

»Ich bin professioneller Babysitter«, verkündete sie uns tags darauf vorwurfsvoll, »und keine Köchin.«

Also engagierte ich die dicke Wirtschafterin der Seligs, um allnächtlich in Winternitzens Küche Vorsorge zu treffen, daß sowohl das Bewacherteam gefüttert wurde als auch die dazugehörige Katze. Die daraus resultierende Forderung der dicken Haushälterin war natürlich unverschämt, aber was tun?

Somit war nur noch ein minderes Problem aus dem Weg zu räumen. Nava und Renana pflegten wie Schlafwandlerinnen mit geschlossenen Augen durch Winternitzens Wohnung zu torkeln, eine Spur von umgestürzten Möbeln, zerbrochenen Vasen und verstreuten Essensresten hinterlassend. Diesbezüglich mußte also etwas unternommen werden. Wir ver-

suchten gar nicht, mit Regina über diesen Punkt zu verhandeln, wohl wissend, daß sie professioneller Babysitter war und keine Aufwartefrau. Also veranlaßten wir unsere eigene Raumpflegerin, täglich um vier Uhr früh bei Winternitz aufzukreuzen...

*

»Genug!« schrie die beste Ehefrau von allen mit leicht hysterischem Unterton. »Wir müssen der Sache ein Ende setzen, bevor wir völlig den Überblick verlieren!« Das Gespräch unter vier Augen mit Renana fand statt, und der diesmal nun erzielte Kompromiß lautete schlicht: Ein Aufhören kommt überhaupt nicht in Frage.

Es scheint, daß das berauschende Gefühl eines festen Einkommens unserer Renana zu Kopf gestiegen ist. Soviel ich weiß, plant sie mit ihren Ersparnissen Aktien zu erwerben, diese mit gewaltigem Gewinn zu verkaufen und dafür Berge von Kaugummi anzuschaffen.

Die beste Ehefrau von allen suchte neulich den geschiedenen Zahnarzt auf und bat Frau Winternitz mit aufgehobenen Händen, zu ihrem Mann zurückzukehren. Oder falls der Zahnarzt seine Zustimmung verweigern sollte, uns wenigstens das Baby adoptieren zu lassen.

Ich habe inzwischen für Renana einen Privatlehrer engagiert, weil sie neuerdings die Gepflogenheit hat, sämtliche Schulstunden durchzuschlafen. Außerdem sprach ich mit meinem Steuerberater. Dieser gab mir den Rat, die riesigen Unkosten, die mir aus der Er-

werbstätigkeit meiner Tochter erwachsen, als Steuerabzugskosten zu deklarieren. Zu diesem Behufe wäre es allerdings notwendig, etwas darüber zu schreiben und eine Einnahmequelle daraus zu machen. Was hiermit geschehen ist.

»Ein Feiertag kommt selten allein«, sagten schon unsere Altvordenen seligen Angedenkens vor etwa dreitausend Jahren Anfang Oktober. Sie begrüßten mit diesen Worten die alljährlich im Herbst anfallende Konzentration der jüdischen Feiertage. Vielleicht wollten auch sie, wie jeder normale Bürger, Ruhe und Freizeit genießen und etablierten somit jene hektische und mühsame Feiertagsserie, von der im folgenden die Rede sein soll.

Feiertagsgedanken

In der Tat, wer immer es wagt, über diese alle Rekorde brechende Serie nicht in helle Verzückung zu geraten, kann nur ein gottloser Ketzer sein. Zumindest aber ein ausbeuterischer Arbeitgeber oder ein Briefträger, der jedes Jahr vor den Feiertagen tonnenweise Glückwunschkarten durch die Stadt zu schleppen hat.

Ich für meine Person bin weder Brief- noch sonst irgendein Träger, auch kein wie immer gearteter Ausbeuter, der nägelbeißend volle Gehälter zahlen muß, während deren Empfänger der Freizeit frönen. Nein, ich bin einfach ein freischaffender Mann bzw. Ehemann. Und es muß hier festgehalten werden, daß es auch für mich der Feiertage wegen alljährlich größere Schwierigkeiten gibt.

So vollzieht sich zum Beispiel schon etliche Tage vor dem hehren Fest bei der besten Ehefrau von allen eine merkwürdige Wandlung. Sie wird in zunehmendem Maße fahrig und nervös, ihr Zustand kulminiert in einer krankhaften Besessenheit von »Feiertagseinkäu-

fen«. Aus unerfindlichen Gründen pflegt sie Kleider, Hüte, Blumentöpfe, Fußabstreifer, Bilderrahmen, eine neue Leiter und eine Kleiderbürste für mich einzukaufen.

All dies mag sehr notwendig, vielleicht sogar nützlich sein, nur hat mir bis zum heutigen Tag niemand erklären können, warum diese Handelsüter ausgerechnet vor den Feiertagen erstanden werden müssen.

Ich setzte mich hin, überprüfte jedes einzelne der 615 einschlägigen Gesetze unserer Thora und fand nicht den mindesten Anhaltspunkt für ein Gebot, das einer Ehefrau, sei es nun die beste oder die zweitbeste von allen, vorschreibt, vor irgendeinem Fest etwa einen blau-gelb gemusterten Wandteppich zu kaufen. Doch gäbe es zu diesem Thema noch weitere Beobachtungen festzuhalten. Wie jedermann weiß, kann es vorkommen, daß man zwei bis drei Wochen vor den Feiertagen Jascha Honigmann treffen möchte, um jene fünfzig Shekel von ihm zurückzufordern, die man ihm vor drei Monaten für eine Woche geborgt hat. Ich wette ein kaum gebrauchtes Gebetbuch gegen eine ebensolche Milchziege, daß Honigmann prompt zur Antwort gibt:

»Selbstverständlich, aber erst nach den Feiertagen.«

Ich frage, warum. Warum nach, warum nicht vor den Feiertagen?

Warum in aller Welt muß alles, was einem wichtig erscheint, auf die Zeit nach den Feiertagen verschoben werden?

Ich ringe mir ein gewisses Verständnis dafür ab, daß ein religiöser Festtag unter gläubigen Menschen eine außergewöhnliche Stimmung hervorrufen mag. Aber

keiner der sieben Weisen oder zweiunddreißig Gerechten hat meines Wissens irgendwo schriftlich festgelegt, daß es wider die Gebote sei, vor einem Festtag Schulden zu bezahlen.

Im Gegenteil. Die vor einem Feiertag unerläßliche Selbstläuterung sollte es einem orthodoxen Gläubigen zur Selbstverständlichkeit werden lassen, mir endlich meine lausigen fünfzig Shekel zurückzuzahlen, und womöglich ohne daß ich meinem Geld nachlaufen muß. Aber es ist nicht nur Jascha Honigmann, der von dieser Seuche befallen ist. Aus unerfindlichen Gründen hält es die Reinigungsanstalt für selbstverständlich, daß die Kaffeeflecken aus meiner Hose erst nach den Feiertagen entfernt werden können. Mein Zahnarzt wird erst nach den Feiertagen die längst fällige Wurzelbehandlung in die Wege leiten. Natürlich ließ mich auch der Installateur Stucks wissen, daß er sich nicht in der Lage sähe, vor den Feiertagen meinen defekten Wasserhahn...

Die Zeit scheint stillzustehen, und wenn schon nicht die Zeit, dann zumindest aber alle die frömmelnden Menschen.

Vielleicht erinnern sich meine Leser daran, daß seinerzeit eine israelische Kabinettskrise in den letzten Tagen des Monats Oktober ausbrach. Nun, da alles vorbei ist, darf endlich enthüllt werden, daß schon Anfang Oktober sämtliche Schritte für den Zusammenbruch der Regierung eingeleitet waren. Doch bei der letzten entscheidenden Sitzung soll der Führer der Opposition gesagt haben:

»Diesmal schlagen wir ernsthaft los. Aber erst nach den Feiertagen.«

Sollte der verehrte Leser eine Erklärung für dieses Phänomen haben, wäre ich höchst begierig, diese zu erfahren. Ich bin täglich am späten Vormittag telefonisch erreichbar. Aber bitte nach Möglichkeit erst nach den Feiertagen.

Haben Sie sich schon einmal Gedanken darüber gemacht, wodurch sich ein israelischer diensthabender Polizist von einem diensthabenden Polizisten im fernen Ausland unterscheidet? Es gibt ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal: Wenn ein israelischer Polizist ein Ermittlungsprotokoll aufnimmt, dann schreibt er es verkehrt, nämlich von rechts nach links, auch wenn er Linkshänder ist. Sollte es noch einen weiteren Unterschied geben, so habe ich ihn bis dato noch nicht feststellen können.

Beschwerdeführer leben gefährlich

Auch die merkwürdigsten Geschichten müssen irgendwie beginnen. Diese zum Beispiel beginnt mit dem Besuch zweier honoriger Herren. Sie läuteten eines Tages artig an meiner Wohnungstür und erkundigten sich, ob ich der wäre, den sie suchten. Dann stellten sie sich vor, sie seien Vertreter der Stadtverwaltung von Jaffa und wären beauftragt, mich zu einem Vortrag über die Pariser Architektur einzuladen.

»Wer wird diesen Vortrag halten?« erkundigte ich mich eher desinteressiert.

»Sie, mein Herr.«

Selbstverständlich lehnte ich ab.

Daraufhin wurde mir bedeutet, daß ich persönlich für sämtliche baulichen Mängel in der Stadt Jaffa verantwortlich gemacht würde, wenn ich mich weigerte, diesen Vortrag zu halten.

Also nahm ich selbstverständlich das ehrende Anerbieten an.

Das Rathaus von Jaffa liegt nicht allzuweit von meinem Wohnsitz entfernt. Demnach beschloß ich, statt der öffentlichen Verkehrsmittel die Dienste meines altbewährten Fahrrades in Anspruch zu nehmen. Sicherheitshalber unterzog ich es vorerst einer technischen Überprüfung und mußte leider feststellen, daß die Antriebskette ziemlich viel Rost angesetzt hatte. Kurz entschlossen brachte ich das Fahrrad zu unserem Haus- und Hofmechaniker Awri mit der Bitte, die Kette zu erneuern, oder sonst etwas damit zu tun. Awri betrachtete mißmutig die Kette, klopfte leicht gegen die Lenkstange und verkündete sein Urteil:

»Morgen früh.«

Am nächsten Morgen sprang ich munter aus dem Bett und erschien kurz danach mit Proviant und Gummi-flickzeug, für alle Fälle, vor Awris Werkstatt. Sie war mit drei riesigen Vorhängeschlössern hermetisch abgeriegelt.

Ich ging eine Weile unruhig auf und ab und überlegte, was zu tun sei. Abwechselnd blickte ich auf die drei Schlösser und auf meine Uhr, bis aus dem benachbarten Lebensmittelgeschäft der dicke Ladenbesitzer hervorquoll, um mich mißtrauisch zu fragen:

»Was haben Sie hier zu suchen, mein Herr?«

»Den Mechaniker Awri«, teilte ich ihm mit.

»Er ist krank«, sagte der Dicke. »Was wollen Sie von ihm?«

»Mein Fahrrad. Er wollte es bis heute früh in Ordnung bringen.«

Der Dicke führte mich in den Hof und zeigte mir Awris Geräteschuppen. Genaugenommen war es nicht einmal ein Schuppen. Es handelte sich lediglich um eine Art Baldachin aus Teerpappe, der von vier Holz-

pfosten windschief abgestützt wurde. Darunter war ein knappes Dutzend Fahrräder zu sehen, die alle sehnsüchtig ihrer Reparatur entgegenharrten.

Meines war das fünfte von rechts.

»Wunderbar«, sagte ich, »ich werde mein Fahrrad gleich mitnehmen.«

»Hier werden Sie nichts mitnehmen«, verkündete der Krämer mit Stentorstimme. »Sie werden gefälligst warten, bis Awri wieder gesund ist.«

Einerseits freute ich mich über die staatsbürgerliche Wachsamkeit des Dicken, andererseits brauchte ich das Fahrrad. Also holte ich den amtlichen Zulassungsschein für meinen fahrbaren Untersatz hervor, um zu beweisen, daß es sich tatsächlich um mein Eigentum handelte. Aber der Mann war nicht umzustimmen, er blieb fest wie der Fels von Gibraltar. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich von dem sturen Kerl freundlich zu verabschieden. Dann spazierte ich einmal um den Häuserblock und kehrte unter Einhaltung sämtlicher Vorsichtsmaßnahmen auf Zehenspitzen zurück. Im Hof angelangt, ging ich schnurstracks zum Schuppen und begann, mein Fahrrad aus seiner Belagerung zu befreien. Es war nur noch ein einziges Rad zwischen mir und dem meinen...

Da hörte ich plötzlich ein rabiates Brüllen hinter mir: »Wenn Sie nicht sofort verschwinden, hole ich die Polizei!«

»Lieber Freund«, versuchte ich den dicken Krämer zu beschwichtigen, »es geht um die städtebauliche Zukunft der Stadt Jaffa.«

Noch bevor ich ausgesprochen hatte, standen etliche aufgeregte Nachbarn um uns herum. Der wutschnaubende Zerberus erklärte jedem, der es hören wollte,

er habe mich von allem Anfang an durchschaut, weil ich den verstörten Blick eines ausgekochten Sittenstrolches hätte. Seine Suada kulminierte in der wehmütigen Feststellung, solche Leute wären vor 30 Jahren gar nicht ins Land hineingelassen worden...

Da plötzlich kam mir eine geniale Idee: Warum warten, bis mich der Mob an die Polizei ausliefert? Ich selbst würde zur Polizei gehen und auf meinem Recht bestehen. Wenn ein Polizist mein Fahrrad aus dem Schuppen holt, kann doch niemand ernsthafte Einwände vorbringen, oder? Gedacht, getan. Ich eilte zur nächsten Polizeiwache, um dem diensthabenden Beamten zu erklären, daß mein Fahrrad komischerweise ...

»Moment, mein Herr«, unterbrach mich der Ordnungshüter mit ausgesuchter Höflichkeit, »zunächst einmal bin ich angehalten, Ihre werten Personalien zu Papier zu bringen. Erst dann sehe ich mich in der Lage, Ihrer Beschwerde nachzugehen. Name? Geboren? Wo? Warum? Familienstand? Vorstrafen...«

Schon nach einer Viertelstunde - das Formular war inzwischen mit vielen kleinen Buchstaben übersät -gab mir der Beamte zu verstehen, daß er nun bereit sei, meine Beschwerde entgegenzunehmen.

»Wer hat etwas von einer Beschwerde gesagt?« fragte ich.

»Es geht um mein Fahrrad. Es befindet sich beim Mechaniker Awri in einem offenen Schuppen...«

»Offener Schuppen«, wiederholte der Mann mit der Amtskappe und schrieb »offener Schuppen« ins Protokoll. Er begann wohl, die Sache zu durchschauen. Dann wandte er sich wieder an mich: »Ist Ihnen bekannt, wer den Schuppen aufgebrochen hat?«

»Nein, nein, der Schuppen war ja schon immer offen ...«
»Identität des Täters nicht feststellbar«, notierte der gewissenhafte Beamte. Dann erkundigte er sich weiter:
»Haben Sie irgendeinen begründeten Verdacht?«
»Warum soll ich irgendeinen Verdacht haben? Ich will nur mein Fahrrad zurück.«

Um die Prozedur zu beschleunigen, legte ich dem Mann meine amtliche Zulassung für »Inbetriebnahme und Benutzung eines zweirädrigen Gefährts ohne Motorantrieb« vor. Der Gesetzeshüter studierte das Dokument mit aller Aufmerksamkeit.

»Die Papiere sind in Ordnung.«

»Gott sei Dank! Können wir jetzt endlich hingehen?«

»Eine diesbezügliche Entscheidung kann erst nach Unterzeichnung des Protokolls gefällt werden.«

Er reichte mir ein dichtbeschriebenes Papier mit der Aufforderung, meinen Namen darunterzusetzen. Ich las:
»Heute morgen um acht Uhr siebenundvierzig erschien hieramts der erregte Beschwerdeführer, um dem diensthabenden Journalbeamten zu hinterbringen, daß sich sein Fahrrad (die diesbezüglichen Begleitdokumente entsprechen den amtlichen Vorschriften laut gültigem Straßenverkehrsgesetz) in einem Schuppen befände, der von einem oder mehreren unbekannten Täter(n) aufgebrochen wurde. Der Beschwerdeführer besteht auf eingehender Untersuchung sowie auf angemessener Entschädigung.«

»Was soll das sein?« fragte ich.

»Ein ordnungsgemäßes Protokoll, welches der Behörde erst die nötigen Voraussetzungen schafft, entsprechend einzugreifen.«

»Aber ich wollte doch nur den Rost von der Kette entfernen lassen...«

»Davon steht nichts im Protokoll, also ist es gegenstandslos. Unterzeichnen Sie bitte.«

»Wenn ich unterzeichne, gehen wir dann mein Fahrrad holen?«

»Herr Beschwerdeführer, ich fordere Sie hiermit zum letztenmal auf, die Amtshandlung nicht hintanzuhalten.«

Während ich meine Unterschrift auf das Protokoll setzte, ging mir kurz die gescheiterte Stadtplanung von Jaffa durch den Kopf. Aber ich zwang mich zur Ruhe und ließ den Beamten wissen, daß ich in Zeitdruck wäre.

»Dann nehmen Sie Platz und warten Sie.«

»Worauf?«

»Soll ich etwa das Wachzimmer unbemannt lassen? Sobald die Funkstreife zurückkommt, werden Sie mit ihr an den Tatort fahren, um an Ort und Stelle den Hergang der Tat zu rekonstruieren.«

Ich versuche, die Schilderung des nun Folgenden sachlich und kühl zu gestalten. Nach etwa eineinhalb Stunden war noch immer keine Spur von der Funkstreife zu sehen.

Während dieser Zeit läutete nur ein einziges Mal das Telephon, und der diensthabende Beamte meldete seinem Vorgesetzten, daß keine besonderen Vorfälle zu berichten wären. Lediglich ein Fall von Diebstahl eines zweirädrigen Zivilfahrzeuges sei angezeigt worden, und zwar in Tateinheit mit dem Aufbrechen eines Schuppens.

Während der gewissenhafte Ordnungshüter mit seinem Vorgesetzten sprach, pirschte ich mich an ihn

heran und bat im Flüsterton, einige Worte mit dem Chef sprechen zu dürfen. Doch es wurde mir, ebenfalls im Flüsterton, der Bescheid zuteil: »Dafür sind keine gesetzlichen Vorkehrungen getroffen worden, Herr Beschwerdeführer.«

Zu diesem Zeitpunkt war ich nicht nur einigermaßen nervös, sondern auch hungrig. Ich versuchte also, trotz der mangelnden gesetzlichen Vorkehrungen mit dem Mann am anderen Ende der Leitung Kontakt aufzunehmen, indem ich wie wild in die Richtung Telefon losbrüllte: »Herr Polizeichef, oder wer immer Sie sind, dieser verblödete Polizist hat mich überhaupt nicht verstanden! Hier gibt es keinen Diebstahl und keinen Einbruch! Es ist nichts weiter passiert, als daß Awri krank ist und der dicke Krämer mich nicht mein Fahrrad holen läßt. H-i-l-f-e!«

Natürlich war dieser Ausbruch sinnlos, denn der Mann hinterm Schreibtisch hatte abrupt die Telefonleitung unterbrochen. Er warf mir einen vernichtenden Blick zu und drohte mir mit Einzelhaft für den Fall, daß ich nicht sofort mein Toben einstellte. »Wenn Sie imstande waren, eine derart gravierende Anklage zu erheben, Beschwerdeführer, dann werden Sie wohl auch in der Lage sein, geduldig zu warten, bis die Funkstreife kommt, um einen Lokalausweis vorzunehmen.«

Nach einer weiteren Dreiviertelstunde des bangen Wartens teilte ich meinem Folterknecht mit, daß ich mal müsse. Er verwies mich mißmutig an den diesbezüglichen Ort. Ich ging gemäßigten Schrittes bis ans Ende des Ganges, doch noch ehe ich an meinem Ziel angelangt war, machte ich eine resolute Kehrtwendung und schoß auf die Hintertür zu...

»Wenn ich alles so sicher gewußt hätte.« Der an der Hintertür auftauchende Polizist grinste mich an. »Sie haben nämlich den verstörten Blick eines Sittenstrolches, Beschwerdeführer.«

»Herr Polizeidirektor«, murmelte ich auf dem Rückweg zu meiner Bank, »ich bitte Sie in aller Demut, meine Beschwerde rückgängig machen zu dürfen und den Akt des aufgebrochenen Schuppens zu schließen.«

»Das wäre ja noch schöner! Wie stellen Sie sich das vor, Beschwerdeführer? Erwarten Sie von mir, daß ich ein bereits unterzeichnetes amtliches Protokoll ignoriere?«

»Ich werde unter Eid aussagen, daß ich das Protokoll nur unter psychischem und physischem Druck unterzeichnet habe.«

»Darüber werden die Gerichte befinden, Beschwerdeführer. Von Ihnen wird hieramts erwartet, daß Sie sich gefälligst auf diese Bank setzen und ruhig warten, bis Ihr Fall einer Klärung zugeführt werden kann.«

Ich will auch weiterhin sachlich bleiben. Es dauerte nur noch eine halbe Stunde, während der ich gedankenverloren an der Tube mit dem Gummiklebezeug kaute, bis die Funkstreife mit lautem Karacho eintraf. Mein Bewacher wechselte einige geflüsterte Worte mit dem ranghöchsten Streifenmann, worauf dieser meinen Akt zur Hand nahm, um ihn sorgfältig zu studieren.

»Der Fall liegt klar«, faßte er schließlich zusammen, »wann haben Sie, Herr Beschwerdeführer, festgestellt, daß der Schuppen offen ist?«

»Der Schuppen ist offen, seit es ihn gibt.«

»Und das melden Sie jetzt erst?«

»Was gibt es da zu melden? Ein offener Schuppen ist ein offener Schuppen.«

»Sie sind ein Zyniker«, zischte mir der Streifenführer verachtungsvoll zu. Dann begab er sich mit seinen Kollegen in die andere Ecke, um mit ihnen längere Zeit zu flüstern. Als Ergebnis dieses Konziliums fragte einer der Polizisten den Streifenführer:

»Sollen wir ihm nicht Handschellen anlegen?«

»Natürlich«, antwortete der Vorgesetzte. Gleich danach klickten die Handschellen zu, und ich wurde in den Streifenwagen gestopft.

»Wohin bringen Sie mich?« wagte ich schüchtern zu fragen.

»Das geht Sie nichts an.«

Nach wenigen Minuten hielt der Streifenwagen vor dem Schuppen. Als erster verließ der Chef den Wagen, ihm folgten zwei Uniformierte mit Sturmgewehren. Dann erschienen meine Handschellen mit mir, eskortiert von zwei weiteren Polizisten, die sich an ihren Schlagstöcken festhielten.

Als ob er auf uns gewartet hätte, stand vor dem Schuppen der dicke Krämer und hielt seinen vor Erregung zitternden Zeigefinger unter meine Nase:

»Das ist er! Seine Sittenstrolchvisage ist nicht zu verkennen! Endlich hat man ihn erwischt!«

Durch den Lärm angelockt, strömten aus allen Richtungen wutentbrannte Nachbarn herbei. Vermutlich habe ich es nur dem großen Polizeiaufgebot zu danken, daß ich mit knapper Not der Lynchjustiz entging.

Der dicke Krämer wurde nun aufgefordert, den Hergang der Tat zu schildern.

»Also, das war so: Heute in aller Herrgottsfrüh höre ich ein verdächtiges Rascheln, schau zum Fenster hinaus, und was seh' ich?« Er warf mir einen haßerfüllten Blick zu. »Ich sehe diesen Strolch! Ha! - denke ich mir, einer wie der kann nichts Gutes im Schild führen. Schon die Art, wie er seinen verstörten Blick hinter diesen außergewöhnlich dicken Brillengläsern verbirgt...«

»Danke, das genügt«, verkündete der Streifenführer und wandte sich an mich: »Ich an Ihrer Stelle würde schleunigst ein umfassendes Geständnis ablegen. Hatten Sie irgendwelche Helfershelfer?«

»Ja«, gestand ich und zeigte auf den dicken Krämer. »Er war es, der mir den vertraulichen Hinweis gab, daß dieser Schuppen offensteht.«

»Aha«, der Leiter des Lokalausgangs zeigte sich höchst befriedigt. »Wenn ich alles so sicher gewußt hätte. Der Dicke hat mir von Anfang an nicht gefallen.« Er wandte sich an den neuen Häftling: »Und jetzt heraus mit der Sprache! Machen Sie den Mund auf und beginnen Sie zu singen.«

»Ich denke nicht daran zu singen«, schluchzte der Dicke, »ich will mit meinem Anwalt sprechen.«

Soweit der Sachverhalt. Wir wurden in getrennten Zellen untergebracht, um uns nicht gegenseitig die Schädel einschlagen zu können.

Der Anwalt meint, daß meine Aussichten angesichts der mildernden Umstände zu gewissen Hoffnungen berechtigten. Schließlich hätte ich mich ja selbst der Polizeibehörde gestellt, wohingegen der dicke Krämer als der planende Kopf der Tat erst durch meine Aussage überführt werden mußte. Gegen mich spräche lediglich der mißglückte Fluchtversuch durchs

Klo, andernfalls wäre es ihm vielleicht sogar gelungen, mich gegen Kaution freizubekommen. Ich sagte, daß es darauf auch nicht mehr ankäme, da ich, als Beschwerdeführer, meinen Termin in Jaffa ohnehin versäumt hatte. Aber, fügte ich hinzu, ich hätte nicht die Absicht, mich je wieder zu beschweren.

Es ist eine weithin bekannte Tatsache, daß die Größe eines Landes in reziprokem Verhältnis zum Einfluß der Großmächte, also Amerika, steht. Mit anderen Worten, je kleiner, desto ausgelieferter. Dies um so mehr, wenn die Einwohner eines so kleinen Landes mindestens dreißig Sprachen sprechen, und das noch dazu gleichzeitig. Kein Wunder also, daß Israels Landschaftsbild von vielsprachigen Schildern verunstaltet wird und in unseren Hotels Aufschriften in nahezu allen Sprachen der Welt, außer natürlich Hebräisch, zu finden sind.

Ein wahrer Turm zu Babel. Mit dem wesentlichen Unterschied, daß seinerzeit im babylonischen Original kein Fahrstuhl eingebaut wurde.

»A« wie Aufzug

Dieser Tage geriet ich in eine nachdenkliche Stimmung. So sehr, daß ich in Ermangelung einer besseren Idee über die Freuden des Alterns zu meditieren begann. Was immer junge Leute auch sagen mögen, das Alter hat gewisse Vorzüge. Schließlich und endlich gelingt es manchen Leuten erst im hohen Alter, den Grat ihres Lebenslaufs zu erklimmen, dann pflegen sie großartige Memoiren zu schreiben oder zweite Teile zu »Faust«. Sollte ihnen das zu mühsam sein, können sie immer noch irgendeine unbenutzte Nordwand in der Himalayagegend erstbesteigen.

Was mich betrifft, so habe ich das Steigen in jeder beliebigen Form schon längst aufgegeben. Die einfache Begründung dafür ist in der Tatsache zu finden, daß ich schon nach der ersten Stufe müde werde.

Das Ergebnis meines langen Meditierens und der intensiven Betrachtung meines Federhalters liegt auf der Hand: Es gibt keinen verlässlicheren Gradmesser für das Altern als die Stufen einer Treppe. In meiner Jugendzeit, ich erinnere mich nur ungern daran, erstürmte ich eine Treppe, indem ich drei Stufen auf einmal nahm, und pflegte ohne Atemnot das achte Stockwerk zu erreichen. Zur Zeit meiner männlichen Reife konnte ich immer noch alles bewältigen, was unterhalb des vierten Stockwerks stattfand. Heutzutage, in meinen sogenannten besten Jahren, ermüdet mich schon die erste Stufe.

So preise ich nunmehr die Amerikaner, die der Menschheit den Lift gegeben haben. Auch wenn sie selbst diesen Lift Elevator nennen, um die Engländer zu ärgern.

Zum Zeitpunkt, als die Fahrstühle erfunden wurden - das war 1853, soweit ich mich erinnere -, wurden die Apparate von importierten Sklaven in die Höhe gezogen. Der Fortschritt brachte es mit sich, daß man seit Jahren schon auf Sklaven verzichtet und sich des elektrischen Stroms bedient.

Die Folge ist, daß Fahrstühle von Zeit zu Zeit beschließen, außer Betrieb zu sein. Bei solchen Gelegenheiten läßt sich wieder einmal die Überlegenheit der Sklavenarbeit gegenüber der modernen Technik feststellen. Bei Stromausfall pflegen nämlich diese Dinger steckenzubleiben. Dann ist man genötigt, irgendeinen Handwerker herbeizurufen, der gerade unerreichbar ist. Also begnügt man sich mit Feuerwehrleuten, die natürlich keine Ahnung vom Mechanismus der Fahrstühle haben, und warum sollen sie auch?

Natürlich geht die Welt nicht unter, wenn man ein bis zwei Tage zwischen dem achten und dem neunten Stockwerk eingeklemmt ist. Wenn es darum geht, Menschen einander näherzubringen, dann ist eine steckengebliebene Fahrstuhlkabine geradezu der ideale Platz dafür. So manche dauernde Freundschaft mag da begonnen haben, Geschäfte wurden abgeschlossen, Baukontrakte unterzeichnet, Kinder gezeugt, wer zählt die Völker, kennt die Namen...

Ich wage sogar die Behauptung, daß wir uns etliche blutige Kriege erspart hätten, wenn die Verhandlungen über die Autonomie der Palästinenser in einen steckengebliebenen Lift verlegt worden wären.

Kurz, so ein Lift, ob er fährt oder steckt, hat unübersehbare Vorzüge. Vor allem in Wolkenkratzern und besonders für leidenschaftliche Nichtkletterer, wie ich einer bin. Die heutigen Fahrstühle sind überdies schnell wie der Blitz. Ein Knopfdruck, und - huiii! -bist du am Dach des höchsten Hotels. Ein weiterer Knopfdruck, und - hiiuu! - bist du irgendwo im Inneren der Erde, in einem tiefen Kellergeschoß oder einer unterirdischen Parkgarage oder sonstwo.

Und da ist auch schon der Haken.

Denn der Weg nach oben geht normalerweise reibungslos vor sich. Wenn du aber wieder hinunter willst, kommt der Moment, wo die Schwierigkeiten beginnen. Denn keiner hat mir bisher erklären können, welcher der vielen Knöpfe mich in jenes Geschoß befördert, in dem sich der Hotelausgang befindet.

Zugegeben, da ist zwar ein Knopf mit der Bezeichnung »E«, und es steht dir frei anzunehmen, daß damit das Erdgeschoß gemeint ist, doch darunter befin-



det sich ein weiterer Knopf mit einem »S«, und du beginnst zu schwanken. Ist damit vielleicht »Straße« gemeint? Oder ist es vielleicht das »P«, womit Parterre gemeint sein könnte? Oder bringt das »M«, wie Mezzanin, den Weg in die ersehnte Freiheit?

Ich habe schon Hochhäuser erlebt, in denen zu den bisher erwähnten Buchstaben noch ein Knopf mit einem »H« zu finden war. Ich wagte ihn nicht zu betätigen aus Angst, daß mit dem »H« Hades gemeint sein könnte. Jene Fahrstühle, in denen es Knöpfe mit der Negativbezeichnung »-1«, »-2« und »-3« gibt, will ich hier taktvoll übergehen.

*

Üblicherweise passiert folgendes: Man erledigt, was immer man im zehnten Stockwerk des neuen Luxus-hotels zu erledigen hat, stürzt anschließend in den Fahrstuhl und drückt hurtig einen Knopf mit einem der vielen Buchstaben des Alphabets. Natürlich hat man nicht Zeit, lange nachzudenken, weil man ohnehin schon zu spät für das Rendezvous mit Lefkowitz dran ist. Wer Lefkowitz kennt, weiß, daß dieser imstande ist, mir nichts, dir nichts davonzugehen. Und während man noch diesem schwarzen Gedanken nachhängt, bleibt der Fahrstuhl irgendwo stehen. Man eilt heraus und kracht in einen Kellner, der ein volles Tablett auf den Boden fallen läßt. Inmitten der zerbrochenen Suppenterrine und den auf dem Fußboden dampfenden Nudeln erscheint der Chefkoch und brüllt:

»Was suchen Sie in der Küche, Sie Trottel?«

Der Trottel befindet sich unerklärlicherweise in der

Etage mit der Aufschrift »-1«, wo die Luxushotels normalerweise ihre Küchen zu verbergen pflegen. In panischem Schrecken suche ich mich in den Fahrstuhl zu retten und stelle mit Entsetzen fest, daß er sich schon längst in einem anderen Stockwerk befindet. Ich trete einige Male gegen die dicht verschlossene Fahrstuhltür, doch der einzig sichtbare Erfolg sind einige Suppennudeln, die nunmehr an der Tür kleben. Und Lefkowitz ist vermutlich schon im Ausland.

Es erhebt sich die nicht unberechtigte Frage, wieso ein Knopfdrücker von einigermaßen durchschnittlicher Intelligenz nicht in die Lage versetzt werden kann, zu gegebener Zeit den richtigen Knopf zu drücken.

Meiner Ansicht nach liegt es daran, daß man zu leicht geneigt ist, sich auf die Automatisierung zu verlassen. So ein moderner Aufzug fährt automatisch hinauf und hinunter, spielt automatisch dezente Musik, seine Türen öffnen und schließen sich automatisch. Ebenso automatisch drückt mein Finger auf den falschen Knopf.

Im Laufe der Zeit ist es mir gelungen, aus meinem Fahrstuhl in die verschiedensten Parkgaragen zu treten, in Lager, die nach unerwarteten Chemikalien dufteten, in Maschinenräume, die entweder die Luftzufuhr oder die Zentralheizung kontrollierten, in Großwäschereien und sonst noch allerhand. Vor einiger Zeit, als ein rumänischer Zirkus im Hilton-Hotel logierte, platzte ich in eine Gruppe von dressierten Seelöwen, die gerade gefüttert wurden. Wenn ich nicht irre, war der Knopf, den ich damals drückte, mit einem »F« behaftet. Vermutlich war damit »Fisch« gemeint.

Bei einer anderen Gelegenheit, als ich einige Stockwerke unter der Erde in einer Tischlerwerkstatt landete und in panischem Schrecken in den vierzehnten Stock zurückfuhr, traf ich den neuen Hotelmanager, der mir in meinem Fahrstuhl Gesellschaft leistete.

»Warum«, fragte ich ihn unwirsch, »warum in drei Teufels Namen könnt ihr nicht irgendwas Vernünftiges neben so einen blöden Knopf schreiben, wie zum Beispiel >Ausgang<?«

Der Blick des Managers streifte mich mit Verachtung:

»Verehrter Herr«, sagte er in berufsbedingt gedämpftem Tonfall. »Es ist das erste Mal, daß mir eine so dumme Beschwerde unterbreitet wird. Jedermann weiß, daß sich unterhalb des ersten Stockwerks die Hotelhalle befindet, und selbstverständlich ist dort auch der Ausgang zu finden. Hier sind wir schon, mein Herr...«

Er warf mir ein höhnisches Lächeln zu, stieg aus dem Fahrstuhl ins Freie und wurde von einem grünen Sportwagen überfahren.

*

Gibt es eine Lösung meines Problems?

Eine Methode ist zum Beispiel die, wie weiland Hansel und Gretel Brotkrumen zu verstreuen, um ganz sicherzugehen, daß man aus dem dunklen Wald den Heimweg findet. Eine weitere Möglichkeit besteht darin, einen sorgfältigen Knopfdrucktest zu veranstalten, bevor man in die Höhe fährt. Dabei ist im Erdgeschoß jener Knopf zu finden, bei dem der Aufzug weder hinauf- noch hinunterfährt. Er ist dann mit ro-

ter Farbe zu bezeichnen. Ich persönlich habe mich für das Feldenkrantz-Schritt-für-Schritt-Patent entschieden, das mir mein gleichnamiger Freund auf dem Totenbett verkauft hat. Der Modus ist denkbar einfach. Egal, in welcher schwindelnder Höhe man einen Fahrstuhl betritt, man fährt zunächst vorsichtig nach unten und probiert Stockwerk für Stockwerk, Knopf für Knopf, jede Möglichkeit sorgfältig aus. Selbstverständlich muß man, wo immer der Lift hält, mit einem Fuß in der Tür erkunden, wo man sich befindet. Und so kommt man langsam, aber sicher abwärts, bis man im Erdgeschoß landet. Oder im Schwimmbad. Oder im Leichenschauhaus.

Mit der Zeit gewöhnt man sich an alles. Wenn ich nicht im Erdgeschoß landen sollte, gehe ich eben schwimmen. Wenn ich im Leichenschauhaus ankomme, lege ich mich hin und schlafe. Wenn die Fahrt beim Ausgang endet, gehe ich aus. Aber das kommt selten vor.

Sigmund Freud war bekanntlich Jude, doch er hatte das' Pech, in der Diaspora zu sterben, ohne in das naturgegebene Schlaraffenland seiner praktizierten Heilslehre zu gelangen. In das Land, wo jeder zehnte Bürger Psychoneurotiker und jeder fünfte Psychiater ist. Wenn diese Rechnung stimmt, dann kommt in Israel auf jeden praktizierenden Freudjünger ein halber Patient. Was mich betrifft, so geht es mir besser: ich besitze daheim eine ganze Kundin.

Freud und Praxis

Der Morgen begann mit dem falschen Kuß. Kaum daß er graute - der Morgen, meine ich -, kroch die beste Ehefrau von allen aus dem Bett wie ein Tausendfüßler, dem alle Füße eingeschlafen waren. Sie ertastete ihren Weg mit schlafverklebten Augen mühsam bis zur Kaffeekanne. Ihr Rücken war gebeugt, ihre Augen geschwollen, ich hielt es also für notwendig, mich höflich nach ihrem Wohlbefinden zu erkundigen. Aus Pflichtgefühl und aus meinem Bett.

»Ephraim«, murmelte sie, »laß mich in Ruhe, bitte. *Bitte*, laß mich in *Ruhe!*«

Bei näherem Hinhören fiel mir auf, daß sie gar nicht murmelte. Genaugenommen brüllte sie sogar.

»Warum«, fragte ich, »was ist passiert?«

Die beste Ehefrau von allen füllte sich eine Tasse mit unglaublich schwarzem Kaffee und kam in ebensolcher Stimmung zurück ins Bett. »Ich bitte dich, zur Kenntnis zu nehmen«, teilte sie mir zwischen Schlucken und Schluchzen mit, »daß ich dir niemals verzeihen werde, was du mir heute nacht angetan hast.«

Ich war zerknirscht. Soweit ich mich an die Ereignisse der letzten 12 Stunden erinnern konnte, tat ich nichts Ungehöriges. Im Gegenteil, ich führte gestern abend die beste Ehefrau von allen in ein standesgemäßes Restaurant, wo wir nach ungarischem Rezept gefülltes Kraut zu uns nahmen. Anschließend gingen wir im Vollmond heimwärts, suchten unser Ehebett auf und schliefen ein. Und nun am Morgen diese Bescherung! »Was habe ich dir angetan?« fragte ich. »Sag's mir doch.«

»Du hast dich benommen wie ein Berserker, Ephraim. Wie eine Bestie -, wie ein Schwein!«

»Aber wo?«

»In meinem Traum.«

Zögernd erzählte sie mir, was geschehen war. Die beste Ehefrau von allen hatte geträumt, sie wäre die Königin von Saba. Vermutlich war die Ursache eine Überdosis TV...

»Ich wurde hingerichtet«, sie erschauerte unter der Erinnerung, »geköpft mit einer Guillotine.«

»Einen Moment«, unterbrach ich sie, »am Hof der Königin von Saba gibt es noch keine Guillotinen.«

»Erzähl mir nichts! Mein Kopf wurde von einer Guillotine abgehackt. Und weißt du, wer diese Guillotine betätigt hat?«

»Du willst doch nicht etwa sagen...«

»Du! Du warst es, Ephraim, du! Und zwar mit einem widerwärtigen Grinsen über das ganze Gesicht.«

Von ihren Anschuldigungen zum Schweigen gebracht, überlegte ich mir den Fall. Ich mußte zugeben, daß es unschicklich war, die Mutter der eigenen Kinder zu köpfen. Noch dazu grinsend. Langsam konnte ich ihre schlechte Laune verstehen.

»Vielleicht war ich das gar nicht.« Ich versuchte, Zeit zu gewinnen. »Diese Scharfrichter pflegten doch eine Maske vorm Gesicht zu tragen, soviel ich weiß, oder?«

»Ephraim! Die Maske ist noch nicht gefunden worden, die deinen Akzent verbergen kann!«

Natürlich, mein Akzent. Ich hätte schon vor Jahren etwas in der Sache unternehmen sollen. Jetzt war es zu spät, die Königin von Saba hätte meine seltsamen Betonungen immer und überall identifiziert. Mit oder ohne Maske.

»Als sie mich zum Schafott schleppten«, sie nahm den Faden wieder auf, »hast du mich noch gezwickt, du weißt schon, wohin, und dann sagtest du... dann sagtest du...«

Ihre Stimme versagte.

»Sprich weiter«, stieß ich hervor, das Ärgste befürchtend, »was sagte ich?«

»Nein, Ephraim, diese Worte kann ich nicht wiederholen. Niemals, Ephraim, niemals...«

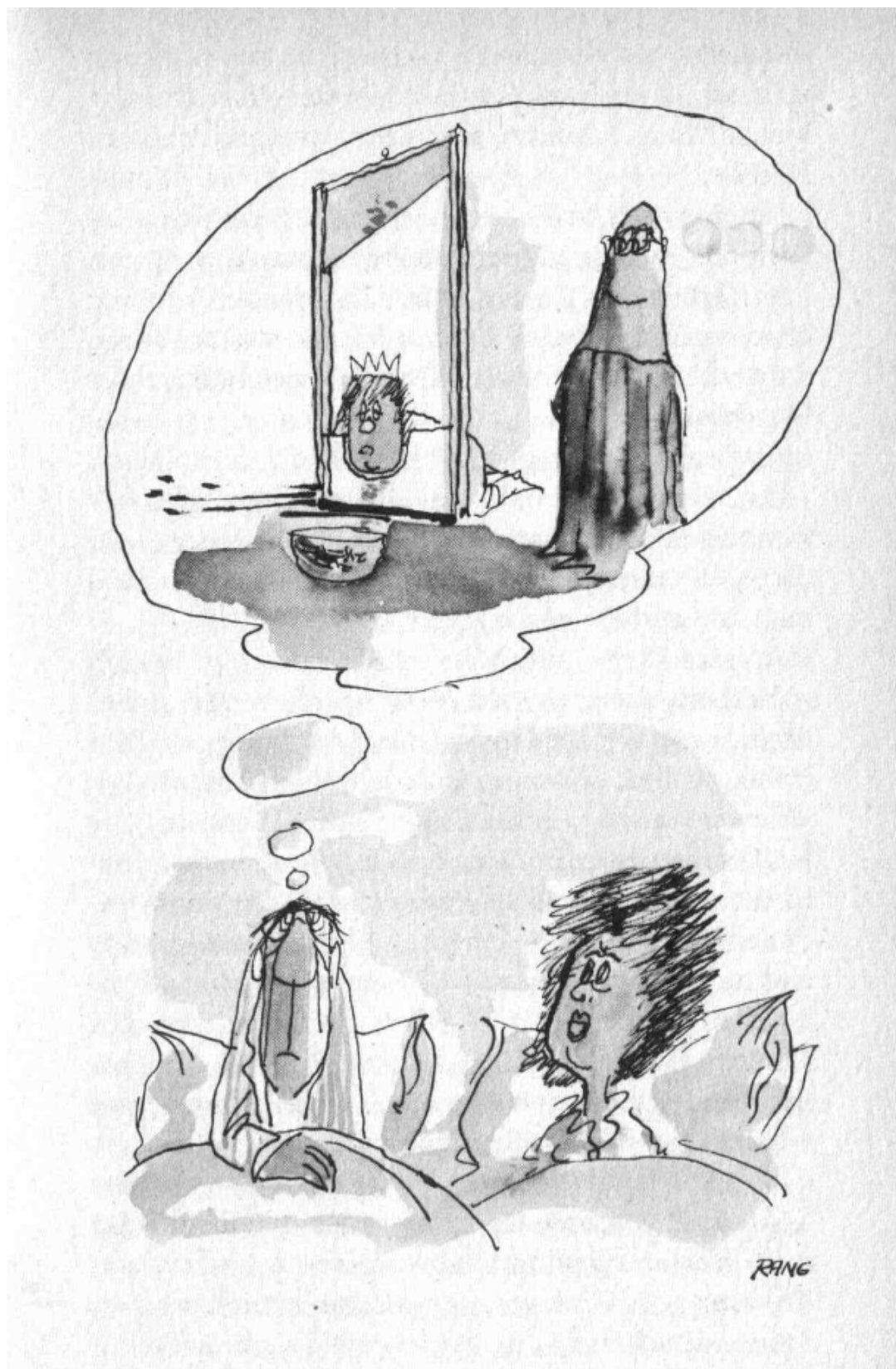
Jetzt war ich ernsthaft beunruhigt. Zweimal »Ephraim« in einem Satz! Ich zermartete mir den Kopf, was in aller Welt ich gesagt haben könnte, aber es fiel mir nichts Nennenswertes ein. Schließlich war es ihr Traum und nicht der meine.

Nur eine winzige Ewigkeit mußte ich warten, bis ich die schreckliche Wahrheit erfuhr. Schon nach dem zweiten Kaffee kam mein schändliches Verhalten zutage.

»Adieu, du Froschmaul«, soll ich gesagt haben, »bald spielen wir Fußball mit deinem Kopf.«

Das war's, was ich gesagt hatte, ich Schuft.

Was tun?



»Nun gut«, ich versuchte, die Schuld von mir abzuwälzen, »aber was war mit deinem Gemahl? Ich meine König Salomon, kam er dir nicht zu Hilfe?«

»Der?« Die Beste verbarg sich hinter einer Zornesfalte. »Nicht einen Finger hat er gerührt, das Schwein! Weißt du, was er während meiner Hinrichtung getan hat? Tennis gespielt hat er mit Gromyko!«

Damit eskalierte das Drama in die weltpolitische Sphäre. Nichtsdestotrotz blieb ich in ihren Augen der Oberbösewicht.

»Also nein«, resümierte die beste Ehefrau von allen, »das hätte ich niemals von dir erwartet. Dreiundzwanzig Jahre lang spielst du den Mustergatten, und dann, bei der ersten Gelegenheit, sagst du Froschmaul zu mir! Zu *mir* sagst du Froschmaul!«

»Unverzeihlich«, pflichtete ich ihr bei, während ich sicherheitshalber an das äußerste Bettende rollte, »aber wenn wir objektiv und leidenschaftslos Bilanz ziehen wollen, so war es ja doch nur ein Traum...«

»*Nur ein Traum?*« zischte meine Beste. »Weißt du, was du da sagst, Ephraim? Denk doch an Freud und an die Elementarstufe der Psychoanalyse! Die Träume enthüllen den wahren Menschen, Träume zeigen dir, wie du wirklich bist, mit all deinen unterbewußten dunklen Trieben. Mir ist es wie Schuppen von den Augen gefallen. Tief in deinem finsternen Innern, Ephraim, schlummert längst schon der Drang, mit meinem Kopf Fußball zu spielen...«

Fußballspielen mit deinem Kopf? Ohne Zweifel, der Gedanke hat etwas. Ich meine, Freud ist Freud, das kann niemand leugnen. Obwohl ich persönlich kein Anhänger der Guillotine bin. Ich bin mehr ein Mann des elektrischen Stuhls. Auch eine langsame Steini-

gung hat gewisse Meriten. Andererseits, seit wann spielt Gromyko Tennis? Und überhaupt, was will sie von mir, dieses Froschmaul?

»Und weißt du, was die Krönung des Ganzen war?« Sie entfachte die Glut von neuem. »Nachdem du meinen Kopf abgehackt hast und die ganzen Sägespäne aus mir herausgequollen sind, was, glaubst du, sehe ich?«

»Keine Ahnung.«

»Stell dich nicht unwissend! Ich mußte mit eigenen Augen ansehen, wie mein Gemahl unter die Röcke von Erna Selig griff...«

»Du meinst König Salomon?«

»Ich meine dich, Ephraim! Die Rede ist von dir und von Erna Selig! Ihr seid aneinandergeklebt wie zwei läufige Magneten...«

Unglaublich, was ich alles in ihrem Unterbewußtsein vollbringe. Bei Gelegenheit sollte ich mich mit dem alten Freud darüber unterhalten.

Was tun?

»Nun, geschehen ist geschehen«, sagte ich, »schlafen wir noch eine Stunde, ja? Du weißt, daß ich in Wahrheit nicht so bin. Erstens spiele ich nicht Fußball, und das mit dem Froschmaul ist mir nur so herausgerutscht. ..«

»Laß mich in Ruhe, Ephraim!«

Fünf Minuten später, ich bitte, mir das zu glauben, schlief die beste Ehefrau trotz schwarzem Kaffee wie ein Sack voller Sägespäne, wohingegen ich hellwach blieb. Ich wollte nicht mehr in Schwierigkeiten geraten. Wer weiß, wozu ich imstande bin, wenn mir Gromyko im Traum wieder über den Weg läuft...

Irgendwann muß ich aber doch eingedöst sein, denn

kurz bevor der Wecker läutete, stand an meinem Bett ein bärtiger Professor, der mir irgendwie bekannt vorkam.

»Jetzt hör mir gut zu, mein Junge«, sagte Sigmund Freud. »Vergiße nie wieder das Alpha und Omega der Psychoanalyse: vor dem Schlafengehen ißt man kein gefülltes Kraut.« Jetzt sagt er mir das!

Ein jahrtausendealtes Vorurteil besagt, daß Juden mit den Händen zu reden pflegen. Vielleicht ist daran sogar etwas Wahres. Jeder israelische Kriminalbeamte wird bestätigen können, daß ein Unterweltler, kaum daß er gefaßt und mit Handschellen versehen ist, zu reden aufhört und stumm wird wie ein Fisch. Unsere Oberwelt hingegen leidet an einer furchtbaren Krankheit namens Geschwätzdiarrhoe. Diese Krankheit ist unheilbar, ansteckend und kann schon durch bloßes Zuhören übertragen werden.

Fünf Minuten Redezeit

Es ist noch gar nicht so lange her, da wurde mir behördlicherseits eine außergewöhnliche Ehrung zuteil. Ein höchst bedeutender Mann lud mich ein, an einem Symposium teilzunehmen, das der Vermittlung jüdischer Traditionen an Neueinwanderer gewidmet war, oder so ähnlich. Als Veranstalter zeichnete, wie nicht anders zu erwarten, das Traditionsministerium unseres Landes. Zum Zeitpunkt, da ich am Veranstaltungsort eintraf, war der Saal bereits zum Bersten voll. Noch voller war, wenn möglich, das Podium, wo an einem langen Tisch etwa 80 feierlich gekleidete Würdenträger Platz genommen hatten. Der bedeutende Mann nahm meine Anwesenheit mit sichtbarer Erleichterung zur Kenntnis:

»Ich hatte schon Angst, daß Sie nicht kommen würden«, schüttelte er meine Hand, »eben ist mir ein Stein vom Herzen gefallen. Der Abend ist gerettet. Jetzt haben wir nur noch den Ihnen gebührenden Platz auf der Rednerliste zu finden.«

Der Mann holte eine Papierrolle hervor, die einigemal um seine Hüften gewickelt war:

»Lassen Sie mich nachsehen. Zunächst begrüßt der Leiter des Symposiums, Professor Chelm-Ashkalon, den Minister, dann eröffnet der Minister das Symposium und begrüßt den Professor Chelm-Ashkalon. Danach spricht Felix Schildlaus von der Sektion >Brauchtumspflege< des zentralen Gewerkschaftsverbandes, gefolgt von seinen beiden Stellvertretern. Gleich anschließend begrüßen fünf Seminarteilnehmer die 210 geladenen Ehrengäste, und dann überbringt ein bereits ausgebildeter Neueinwanderer die Grüße der streikenden Studenten von der Universität Jerusalem.

Nach dem Schriftsteller Gabriel Max Moichel und der Dichterin Bö Winternitz treten die Teilnehmer des Symposiums mit Kantaten, Einaktern, biblischen Legenden, Volkstänzen und Versteckspielen auf. Dann betritt Rabbi Zwicker das Podium, um die Veranstaltung zu segnen. Nach ihm spricht Laib Haftig namens des Dachverbandes der Reformtraditionalisten, dann Zwi Spältig vom Institut gegen Nachrichtenvertuschung, dicht gefolgt von Sarah Bernardi als Vertreterin des Verbandes berufstätiger Mütter.«

»Ich würde vorschlagen«, wagte ich schüchtern einzuwerfen, »daß ich hier...«

»Das geht nicht«, sagte der Bedeutende, nachdem er tief Luft geholt hatte, »denn vorher kommen noch die Vertreter des öffentlichen Lebens, der Sprecher der Aufsichtsbehörde, der stellvertretende Gouverneur der Provinz Negev, der Abgesandte der Handelsmarine sowie einige Delegationen der wichtigsten Naturschutzbewegungen .

Wenn das geschafft ist, treten nur noch die Vertreter des Generalstabs-Chefs und des Unterrichtsministers sowie der Unterrichtsminister persönlich auf. Da kommen Sie noch nicht dran, denn an dieser Stelle ist ein musikalisches Intermezzo vorgesehen: Einige Kammläuser spielen Rokoko-Kammermusik, dazu werden antike Dichtungen von antiken Schauspielern vorgetragen. Nach einem Feuerwerk erteile ich das Wort dem Abgeordneten Ejsik Kalt, der es nach einer kurzen Ansprache über Energieprobleme an den Bürgermeister von Akko weitergibt...«

»Entschuldigen Sie bitte, ich kann mich nicht mehr konzentrieren.«

»Nicht nötig«, sagte der Bedeutende, »ich bin sicher, daß das Publikum zu diesem Zeitpunkt noch unter Hochspannung stehen wird, daher werde ich Sie an dieser Stelle einsetzen. Nach Ihnen kommen noch weitere achtunddreißig Redner, und zum Abschluß findet eine allgemeine Massenbesichtigung der näheren Umgebung statt. Ich habe nur eine Bitte: Sie müssen sich, so wie alle anderen Redner, fest verpflichten, nicht länger als fünf Minuten zu sprechen.«

Nach dieser Suada sank der bedeutende Mann erschöpft auf seinen Stuhl nieder. Es war bereits acht Uhr. Ich setzte mich an das Ende des Honoratiorentisches, jemand läutete eine Glocke, der Saal wurde verdunkelt, und mir wurde schwarz vor Augen.

*

Stürmischer Applaus half Herrn Professor Chelm-Ashkalon, sich mühsam aus seinem Stuhl emporzuquälen.

»Herr Minister, verehrte Vertreter des öffentlichen Lebens, meine lieben Damen und Herren«, begann er, »ich habe die außergewöhnliche Ehre sowie das besondere Vergnügen, Sie alle im Namen des Symposiums für Vermittlung von jüdischen Traditionen an Neueinwanderer begrüßen zu dürfen. Insbesondere freue ich mich, den Herrn Minister persönlich willkommen zu heißen sowie die verehrten Vertreter des öffentlichen Lebens und alle lieben Damen und Herren, die sich heute eingefunden haben, um an dem Symposium für Vermittlung von jüdischen Traditionen an Neueinwanderer teilzunehmen...«

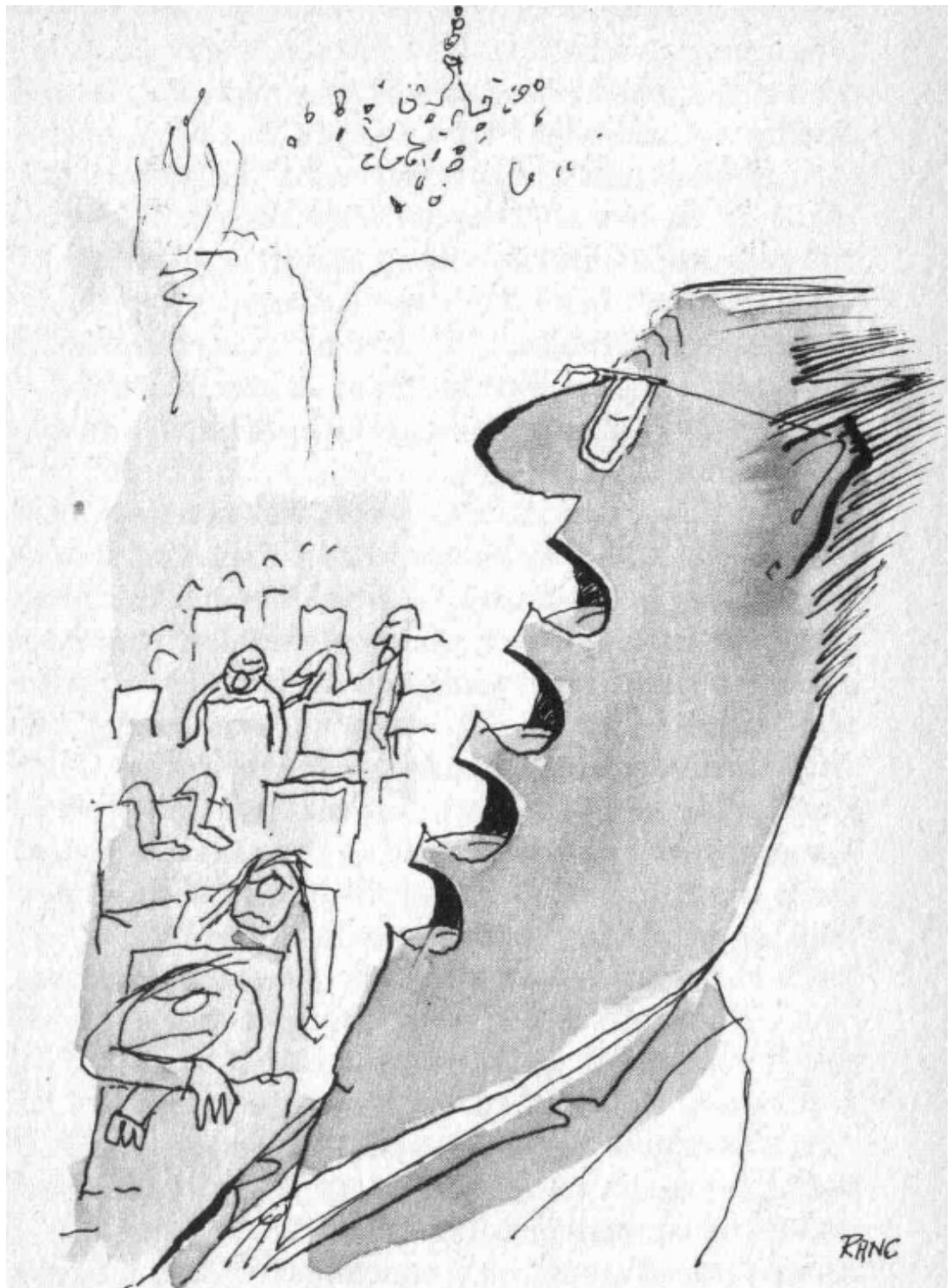
Es dauerte etwa eine gute Viertelstunde, ehe es dem Professor gelang, sich von diesem Satz zu befreien, wobei es ihm zwischendurch widerfuhr, daß er versehentlich in die aramäische Sprache abschweifte.

Das Publikum unterbrach ihn immer wieder mit lautem Beifall, da es von der Rede sowieso nichts verstand und seine Begeisterung nach der Lautstärke regelte. Besonders stieg der Applaus an den aramäischen Stellen, was den Vortragenden dazu bewog, einige Dacapos zu geben.

Er sprach zwei Stunden und fünf Minuten.

Im Anschluß daran erhob sich der Minister persönlich und hielt seine Eröffnungsansprache.

»... es mag zwar zutreffen, daß die Teilnehmer dieses Symposiums keine Werke für die Ewigkeit geschaffen haben. Sie haben keinen Schacht in die Tiefen des Erdballs getrieben, um einen Zugang zu den Schätzen unserer Natur zu gewinnen, keine Manufaktur für die Herstellung von Aluminiumrohren für die Landwirtschaft errichtet, ja nicht einmal leichtfüßige Vollblüter gezüchtet...«



Und so beschrieb der Minister alles, was die Teilnehmer des Symposiums nicht getan hatten. Das, was sie hingegen getan hatten, werde ich leider nie erfahren. Meine Augenlider wurden schon nach den ersten dreißig Minuten der Ministerrede so schwer, daß ich sie nur mit meinen Zeigefingern offenhalten konnte. »Im Namen des allgemeinen Gewerkschaftsverbandes begrüße ich das Symposium zur Vermittlung jüdischer Tradition an Neueinwanderer«, hörte ich gedämpft Felix Schildlaus, als er seine Ansprache eröffnete. »Ich möchte Ihre kostbare Zeit nicht über Gebühr in Anspruch nehmen und werde mich daher im Telegrammstil...«

Als das Telegramm des Gewerkschaftsvertreters die erste halbe Million Worte und den Preis von 160000 Dollar erreicht hatte und die Uhr Mitternacht schlug, stand ich leise auf und schlich verstohlen zum Ausgang. Ich wollte mir vor meinem Auftritt etwas Sauerstoff zuführen, um nicht während meiner eigenen Ausführungen einzuschlafen.

Nicht auszudenken, sagte ich mir, wie lange diese Veranstaltung dauern würde, wenn sich die Redner nicht samt und sonders verpflichtet hätten, keinesfalls länger als fünf Minuten zu sprechen.

Nach einer Serie von Alpträumen erwachte ich gegen drei Uhr morgens in einem Schirmständer am Ende des Korridors. Schreckensbleich eilte ich in den Saal zurück und stellte zu meiner Beruhigung fest, daß ich nichts versäumt hatte. Frau Sarah Bernardi war eben dabei, einige Schnurren aus dem Jahrbuch des Verbandes berufstätiger Mütter vorzulesen.

Kaum saß ich wieder erwartungsvoll auf meinem Platz, bedeutete mir der bedeutende Mann, daß die

Veranstaltung vielleicht etwas länger dauern würde als geplant. Der Saal war bereits zur Hälfte geleert. Hin und wieder konnte man im Dunkeln einige Gestalten wahrnehmen, die hofften, unbemerkt zum Ausgang zu gelangen. Aus den letzten Reihen war ein heimeliges, atonales Schnarchen zu vernehmen. »Ich begrüße die Teilnehmer des Symposiums für Vermittlung jüdischer Traditionen an Neueinwanderer«, sagte eben der Abgeordnete Ejsik Kalt, der sich zu diesem Zeitpunkt vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen halten konnte. »Ich verspreche Ihnen, ich verspreche Ihnen, Ihnen, meine Damen und Herren, daß mein Vortrag, mein heutiger Vortrag, nur eine Prise, quasi eine Messerspitze...«

Der Abgeordnete beschränkte sich auf eine so minuziös genaue Beschreibung jenes Riesenmessers, dessen Spitze in den Himmel ragte, von der er eine Prise unter das Volk zu streuen gedachte, daß ich unter den Honoratiorentisch kroch, um möglichst unbemerkt den Ausgang erneut zu erreichen.

Keine Sekunde zu früh. Wie mir später berichtet wurde, befahl der Vorsitzende sofort nach meinem Abgang, die Türen hermetisch zu verriegeln und sie nur gegen Vorlage einer von ihm eigenhändig unterzeichneten Ausreisegenehmigung zu öffnen.

*

Daheim angelangt, schlief ich einige Stunden. Als der Briefträger kam, stand ich auf, rasierte mich, erledigte meine Post, las die Zeitungen und erwarb eine Wohnung in einem Mehrfamilienhaus. Gegen 12 Uhr 30 kehrte ich zum Symposium zurück.

Vor dem Gebäude standen einige Krankenwagen, die eben mit etlichen ehemaligen Symposiumsteilnehmern beladen wurden.

Im Saal waren noch etwa ein Dutzend menschliche Wracks übriggeblieben, während auf dem Podium rund vierzig energiegeladene Redner ihrem Auftritt entgegenfieberten.

Nachher habe ich erfahren, daß zahlreiche Gäste in Ermangelung einer legalen Ausreisegenehmigung die Ordner mit astronomischen Summen bestochen hatten, um von diesen über einen Geheimgang durch den Keller ins Freie geschmuggelt zu werden.

Als auch der für die Lautsprecheranlage zuständige Elektriker um das Wort bat und es ausnahmsweise auch erhielt, wurden weitere vier Gäste bewußtlos aus dem Saal getragen. Die übrigen bekamen zur Stärkung eine heiße Gulaschsuppe verabreicht.

Dennoch erlitt eine ältere Dame während der Ansprache des Elektrikers einen Nervenzusammenbruch und riß sich sämtliche Kleider vom Leibe.

Während ich gerade darüber meditierte, warum das niemals einer jüngeren Person passieren kann, ergriff der Bürgermeister von Akko das Wort. Im Saal saß nur noch ein einziger kostbarer Zuhörer, ein hagerer Mann, der uns regungslos mit glasigen Augen fixierte.

»Es ist mir eine ganz besondere Freude, den Teilnehmer dieses Symposiums für Vermittlung von jüdischen Traditionen an Neueinwanderer persönlich begrüßen zu dürfen«, begann der Redner mit feuriger Stimme, worauf der glasige Zuhörer zusammenzuckte und nach vorn zu Boden fiel. Wie sich herausstellte, war er schon längst tot. Über die Todesursache

gibt es geteilte Meinungen. Manche behaupten, daß er schon während des Begrüßungssatzes von Professor Chelm-Ashkalon einem Gehirnschlag erlegen sei, andere vermuten, daß er an der Messerspitze von Ejsik Kalt umgekommen sein könnte.

Natürlich ignorierten wir den unliebsamen Zwischenfall. Die gelungene Veranstaltung endete nach weiteren zwei Tagen mit dem Absingen der Staatshymne, die der letzte, allein im Saal verbliebene Fünfminuten-Redner temperamentvoll intonierte.

Das Volk Israel unterscheidet sich von allen anderen Völkern auf mannigfache Weise, besonders aber durch seine Tanzbegeisterung. Soweit ich informiert bin, ist die jüdische Religion die einzige, die das Tanzen am Werktag empfiehlt und das Weintrinken am Sabbat gebietet. Unsere Orthodoxen ergehen sich in würdevollen chassidischen Tänzen, unsere Kibbuz-Mitglieder bilden Kreise und tanzen Hora, und die moderne Jugend der Großstadt Tel Aviv tanzt bei mir daheim.

Wie die Würmer nach dem Regen

An einem dieser langen Abende saßen wir im trauten Familienkreis beisammen, blätterten in Zeitungen, taten nichts Besonderes, und plötzlich passierte es. Ich hatte das Verlangen nach einer musikalischen Geräuschkulisse und warf unseren alten Plattenspieler an.

Kurz nachdem ich wieder in meinem Lehnstuhl Platz genommen hatte, klingelte es plötzlich an der Tür, und eine mir völlig unbekannte Gesellschaft von jungen Leuten beiderlei Geschlechts strömte herein.

Noch ehe ich mich erkundigen konnte, um wen oder was es sich da handelte, begannen die Eindringlinge in der Mitte unseres Wohnzimmers wild draufloszutanzten. Ich überlegte gerade, wie lange unser Teppich das aushalten würde, da wandte sich einer der Tänzer, ein etwas korpulenter Teenager, an mich: »Onkel, deine Musik ist höchstens für Begräbnisse zu gebrauchen. Habt ihr nichts von den >Stranglers<?«

»Tut mir leid«, erwiderte ich, »Strangers kenne ich keine.«

»Dann bring uns wenigstens eine Runde Wodka-Martini.«

»Ich habe weder das eine noch das andere«, teilte ich dem jungen Schwergewichtler mit. »Und überhaupt, was suchen Sie hier?«

Die jungen Leute schauten mich verdutzt an, dann stellten sie nach und nach ihre Bewegungstherapie ein.

»Entschuldigen Sie«, fragte ein verhältnismäßig unschuldig wirkendes Mädchen, »ist das hier keine Disco?«

»Nein. Das ist eine Privatwohnung, in der sich zufällig ein Plattenspieler befindet. Die Disco ist, soviel ich weiß, einen Stock tiefer, bei Frau Zwicker.«

Solche und ähnliche Vorkommnisse wurden zur Regel. Seit Frau Zwicker ihre »Travolta-Disco« eröffnet hat, wagen wir es nicht mehr, unseren Plattenspieler zu bedienen. Kurz nach den ersten Tönen erscheinen die ersten Tanzwütigen und beginnen seltsame Bewegungen zu vollführen. Wenn es sein muß, sogar zu klassischer Musik.

Die Discos haben eben Hochkonjunktur.

Sogar der Radiotechniker an der Ecke beklagte sich neulich bei mir, daß er nur noch dann Rundfunkgeräte reparieren könne, wenn im Radio Vorträge gehalten würden. Sobald irgendeine Musik gespielt wird, erscheint eine Meute tanzwütiger junger Leute, die unter entsetzlichen Verrenkungen »Whisky on the rocks« verlangt.

»Ich bin schließlich zu beschäftigt, um solche Dienste zu leisten«, erklärte der Radiotechniker indigniert.

Vorgestern, nachdem wieder einmal eine besonders laute Nacht über uns hinweggegangen war, verlor ich die Geduld und befestigte an meiner Wohnungstür ein Schild mit dem Hinweis:

HIER IST KEINE DISCO!

Der Erfolg war nicht der Rede wert. Ein Gast der »Queens Disco«, die sich einen Stock über uns im Badezimmer von Aaron Leibowitz befindet, dürfte sich diese Tafel als Souvenir mitgenommen haben.

Der monotone Lärm wird von Nacht zu Nacht stärker. Dazu kommt noch die Neonlichtreklame einer »Disco chez Weinreb« des gleichnamigen Soziologiestudenten, die gegenüber von unserem Schlafzimmerfenster die ganze Nacht rhythmisch aufleuchtet. Angeblich soll dieser junge Weinreb drauf und dran sein, im Leben raschen Erfolg zu haben, da er der einzige ist, der seinen Gästen »Gooso-Booso«-Platten vorspielen kann. Platten, die so neu sind, daß noch kein Mensch diesen Tanz beherrscht. Sie drehen sich nämlich rückwärts.

Disco ist das Geschäft dieser Tage. Allein in der vorigen Woche wurden auf unserer Straßenseite sechs neue Discos eröffnet. Wieviel es auf der gegenüberliegenden sind, weiß ich nicht, denn ich wage nicht, bei Nacht hinüberzugehen.

»Wenn ich's recht bedenke«, sagte ich dem korpulenten Teenager, »könnt ihr ruhig hierbleiben.« Ich beauftragte die beste Ehefrau von allen, alkoholische Getränke zu servieren. Die Kinder leisten Schichtarbeit am Plattenspieler. Wir heißen »Ephraim-à-gogo«.

Der Betrieb wird täglich um 21 Uhr geöffnet. Geschlossen wird in zwei Monaten.

Wir haben uns darauf geeinigt, daß Israel ein Schmelztiegel ist. Der Leser gestatte mir eine wesentliche Korrektur: gemeint war natürlich Druckkessel.

Der Mann am Drücker

Josef K., ein israelischer Durchschnittsbürger, kam unter größten Anstrengungen an seinem Geburtstag zur Welt. Vor diesem Zeitpunkt weilte er an einem engen und dunklen Ort.

Schon bei seinen ersten Bewegungen übte er mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften einen starken Druck auf seine direkte Umgebung aus und erblickte zum vorgesehenen Zeitpunkt mit einem schrillen Schrei das levantinische Tageslicht.

Über die näheren Umstände seiner Geburt hatte sich der kleine Jossi niemals Gedanken gemacht. Er lernte die Bedeutung des Wortes »Druck« erst im zarten Alter von drei Jahren kennen. Und zwar an jenem denkwürdigen Tag, als er, kaum der Sprache mächtig, seinen Eltern unwirsch mitteilte, daß er dringend eine Trommel bräuchte.

Aus verständlichen Gründen waren Jossis Eltern nicht bereit, diesem Wunsch Rechnung zu tragen. Also brach der kleine Jossi, von einem sicheren Instinkt geleitet, in Tränen aus und begann, einige Stunden lang aus Leibeskräften draufloszubrüllen. Jossis Vater blieb unnachgiebig: »Von mir aus kannst du plärren, solange du willst, du Dickschädel«, sagte der pensionierte Schlittschuhschleifer, »wir werden ja sehen, wer von uns beiden als erster genug hat.«

Nach knapp 48 Stunden bekam der Kleine seine Trommel. Schließlich wollten seine Eltern endlich Ruhe im Hause haben. In diesem Augenblick wurde Josef K. schlagartig bewußt, welche Funktion der Druck im täglichen Leben spielen kann.

In der siebenten Schulklasse sollte er ein »Ungenügend« in Betragen bekommen. Jossi ging zu seinem Klassenvorstand und teilte ihm mit, daß von einem ungenügenden Betragen seinerseits keine Rede sein könne, denn er sei, ganz im Gegenteil, schon immer höchst folgsam und brav gewesen. Der Klassenvorstand war anderer Ansicht. Daher sah sich Jossi gezwungen, heftige Hustenanfälle einzusetzen und zusätzlich eine Zeugin für sein vorbildliches Betragen ins Treffen zu führen. Seine Mutter ging zum Klassenvorstand und teilte diesem mit, daß ihr Junge schon immer höchst folgsam und brav gewesen sei. Sie schlug dem Klassenvorstand einen großen Regenschirm über den Schädel. Es war Herbst mit kapriziösem Wetter. Der Getroffene beharrte weiterhin auf seiner Meinung, also bekam er es mit einem zusätzlichen Zeugen zu tun, nämlich Jossis Vater. Dieser warnte den sturen Pädagogen, daß sein Sprößling wie irr zu toben beginnen würde, wenn das Schulzeugnis nicht auf sein stets auffallend braves Benehmen Bedacht nähme. Bei dieser Gelegenheit zeigte er dem Klassenvorstand auch ein ärztliches Zeugnis, daß er, d. h. der Vater, nicht zurechnungsfähig sei. Der Klassenvorstand begann zu schwanken und versprach, den Fall noch einmal zu überdenken.

Als Jossi ihm freundlich andeutete, daß er noch eine ganze Reihe von ebensogut präparierten Verwandten als Zeugen aufbringen könnte, taute der Klassenvor-

stand endlich auf und korrigierte die Note auf »Genügend«, womit sich Jossi widerwillig zufriedengab.

*

Als Jossi in das Alter kam, da er seinen Wehrdienst absolvieren sollte, weigerten sich die Militärärzte, ihn für tauglich zu erklären, weil ihnen sein Gesundheitszustand bedenklich erschien. Jossis Stolz war zutiefst verletzt. Er holte sich bei einem befreundeten Arzt ein Attest, aus welchem hervorging, daß gerade er besonders tauglich wäre, und legte es dem Militärarzt vor. Dieser blieb unbeeindruckt. Also holte Jossi ein Attest von einem befreundeten Oberarzt und legte es dem Militärarzt vor. Vergebens. So sprang Jossi zum Fenster hinaus und brach sich ein Bein.

Da erkannte der Militärarzt den Ernst der Lage, korrigierte sein Urteil und erklärte Jossi für volltauglich, so daß er ordnungsgemäß seinen Wehrdienst antreten konnte.

Kurz nach seiner Genesung mußte der gemeine Soldat Josef K. doch erkennen, daß das Soldatenleben nicht annähernd so bequem war, wie er es sich immer vorgestellt hatte. Vor allem die Kampf Übungen fand er so ermüdend, daß er sich wieder zum Militärarzt begab, um aus gesundheitlichen Gründen seine Versetzung in eine Verwaltungseinheit zu beantragen. Der Militärarzt stellte nach gründlicher Untersuchung fest, daß hierfür kein Grund vorläge, da der Antragsteller völlig gesund wäre.

Um Zeit und überflüssige Worte zu sparen, sprang Jossi sofort zum Fenster hinaus, fiel jedoch auf einen Komposthaufen und blieb unverletzt. Der Militärarzt

aber wollte Komplikationen vermeiden und setzte Jossis Tauglichkeitsgrad wegen unüberwindlicher Sprungsucht um zwei Stufen herab. Worauf der gemeine Soldat Jossi K. in den Stallungen der Bürohengste verschwand.

*

Nach seiner Entlassung aus der Armee faßte Jossi den Entschluß, sich im bürgerlichen Leben zu etablieren. Er begab sich also zur Stadtverwaltung und bat den für ihn zuständigen Unterabteilungsleiter um Zuweisung einer Wohnung. Dieser teilte ihm bedauernd mit, daß Wohnungen ausschließlich an gediente Soldaten vergeben würden. Daraufhin ging Jossi stehenden Fußes zur Schwester des Unterabteilungsleiters, die er zufällig kannte, und erzählte ihr von seinen Nöten. Worauf die Schwester ihren Bruder anrief, um ihm mitzuteilen, daß Josef K. ein gedienter Soldat sei.

Der Unterabteilungsleiter blieb hart. In forschem Ton teilte er seiner Schwester mit, daß es bei ihm keine Protektion gäbe. Dies um so mehr, als die Fenster seines Büros mit Gittern versehen wären.

Josef K. war so leicht nicht zu beugen. Er ersuchte die Schwester, auch weiterhin mindestens einmal pro Tag anzurufen, damit die Sache auch aktuell bliebe, während er selbst sich vor dem Rathaus zu einem Sitzstreik niederließ. Neben sich pflanzte er ein großes Plakat auf mit der Aufschrift: »Warum bekommen nur gediente Soldaten Wohnungen?« Zur Sicherheit warf er jede Nacht ein paar verblichene Katzen durch das Schlafzimmerfenster des Unterabteilungsleiters,

um diesen davon zu überzeugen, daß er, Josef K., ein gedienter Soldat sei.

Er verließ sich mehr und mehr auf persönlichen Druck. Die besagte Schwester wurde gebeten, drei- bis viermal täglich anzurufen. Josef setzte sich hingegen vor die Bürotür des Unterabteilungsleiters und schlug während der gesamten Bürozeit auf seine Trommel ein. Nachts warf er zusätzlich zu den verblichenen Katzen auch noch einige alte Schuhe durch das Schlafzimmerfenster des unkooperativen Beamten. Donnerstag war endlich der Zeitpunkt gekommen, wo ihm keine andere Möglichkeit zu bleiben schien, als die Bürotür aufzustemmen, um mit einem Drei-Zoll-Leitungsrohr die Zertrümmerung der Büroeinrichtung zu beginnen.

Der verängstigte Unterabteilungsleiter rief sofort nach der Polizei, doch die Beamten waren mit der Fußballmeisterschaft überbeschäftigt. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als endlich zur Kenntnis zu nehmen, daß Josef K. ein gedienter Soldat war.

So kam unser Held zu einer netten, zentral gelegenen Zwei-Zimmer-Wohnung mit Küche und Nebenräumen. Er richtete die Wohnung äußerst geschmackvoll ein, was sogar der Unterabteilungsleiter zugeben mußte, als er ihn zur Einweihungsparty, gemeinsam mit seiner Schwester, besuchte.

In jenen Tagen lernte Josef K. ein für allemal, daß Druck nicht nur ein Mittel ist, das vom Zweck geheiligt wird, sondern auch eine Art von Lebensform, die ihre eigenen orientalischen Spielregeln und Statuten hat.

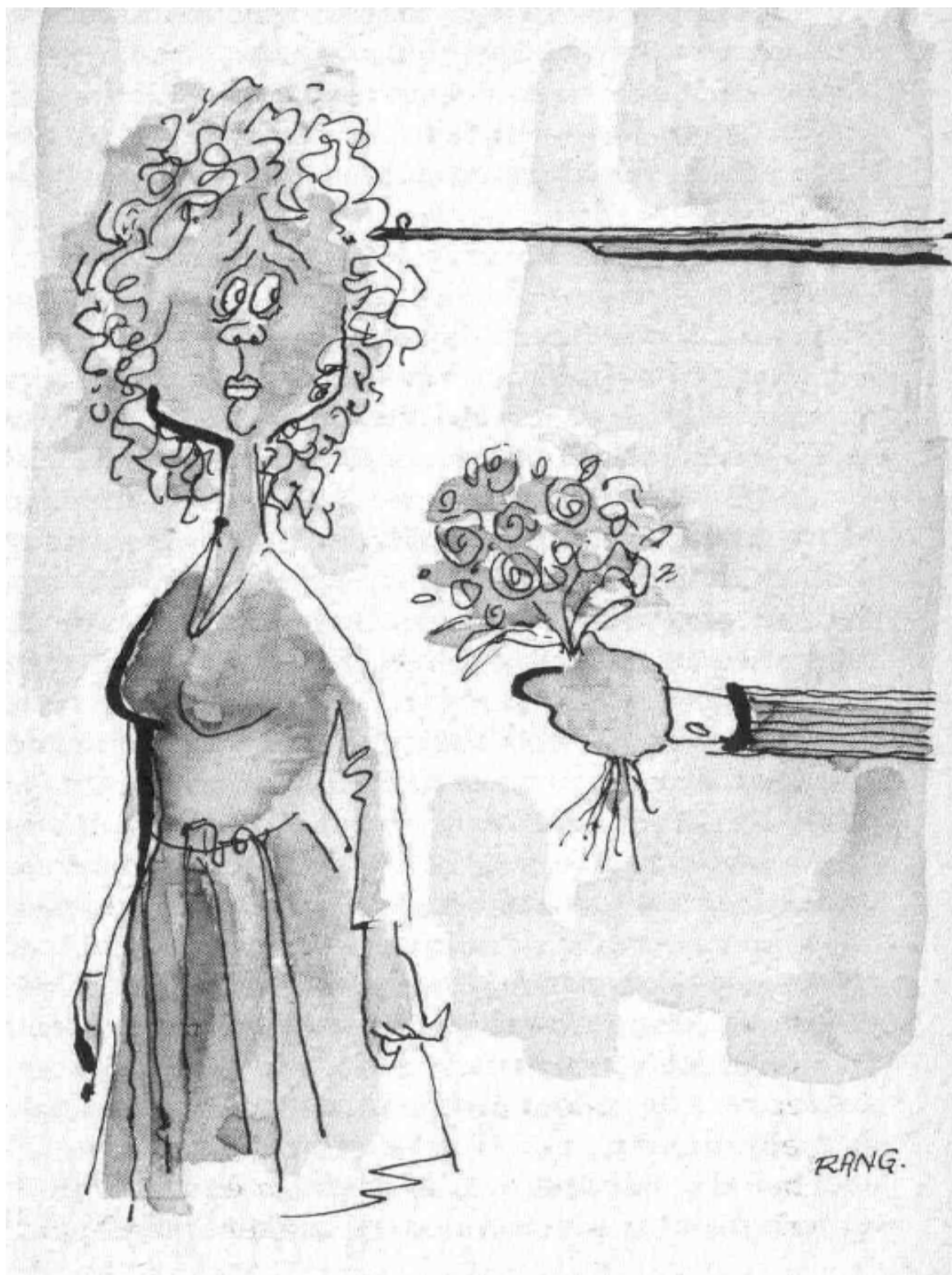
Wie nicht anders zu erwarten, hatte sich Josef K. inzwischen in die Schwester des Unterabteilungsleiters verliebt und wollte sie sogar ehelichen. Doch die hochgewachsene junge Frau lehnte seinen Antrag mit der Begründung ab, daß er kein Einkommen hätte. Daraufhin ging Josef zum Unterabteilungsleiter und ersuchte ihn, seine Schwester zweimal täglich anzurufen, um ihr zu erklären, daß er, Josef, sehr wohl ein Einkommen habe. Doch die Angebetete blieb kalt. Daraufhin verfaßte Josef ein vierundzwanzig Strophen langes Liebesgedicht in Hexametern und sandte es an seine spröde Auserwählte. Vergebens, denn sie blieb auch weiterhin bei der Meinung, daß er kein Einkommen habe. »Ein Liebesgedicht, egal welcher Länge, sei keine Garantie für die Fähigkeit, eine Familie zu ernähren«, sagte die hochgewachsene junge Frau.

So wurde Josefs nächstes Gedicht achtundvierzig Strophen lang. Er sandte es gemeinsam mit einem überdimensionalen Blumenstrauß an seine Angebetete, mit demselben Mißerfolg. Auch eine sechsundneunzig Strophen lange Ode in Verbindung mit einem riesigen eingetopften Kaktus erreichte keinen Meinungsumschwung, besonders da Josefs künftige Braut sich mittlerweile weigerte, mit ihrem Bruder telephonisch zu sprechen.

Was konnte Josef K. anderes tun, als mit einem Band selbstverfaßter Sonette in der Hand persönlich bei seiner Geliebten aufzutauchen?

In der anderen Hand hielt er ein geladenes Luftdruckgewehr.

»Geben Sie nun endlich zu, daß ich ein Einkommen habe?« fragte er die hochgewachsene junge Frau,



während er den Mündungslauf an seine Schläfe preßte. »Natürlich«, flüsterte Shoshanna hold errötend, und die beiden schritten spontan zum Rabbiner des nächstgelegenen Standesamtes. Josef K. wurde somit zum Ehemann, der sein Weib streng, wenn auch nicht ganz lieblos behandelte.

*

Sofort nach der Eheschließung ging Josef K. auf die Suche nach einem Einkommen. Nach einigen Überlegungen suchte er um die Konzession für die Eröffnung eines Eiskremkiosks im Zentrum von Tel Aviv an. Selbstverständlich wurde ihm diese Konzession nicht so ohne weiteres erteilt, denn solche Vergünstigungen waren ausschließlich jungen, verheirateten Männern vorbehalten, die nachweisbar ihren Militärdienst absolviert hatten. Josef K. wußte schon, was zu tun war. Er holte sich sofort ein Empfehlungsschreiben von seinem Onkel und ging damit zum zuständigen Beamten. Dieser sah den Zettel lange an und behauptete, den Onkel nicht zu kennen. Ohne Zeitverlust wandte sich unser Held an ein Mitglied der Gewerkschaftsexekutive mit der Bitte um ein persönliches Schreiben, in dem ausdrücklich vermerkt sein sollte, daß der zuständige Beamte besagten Onkel sehr wohl kenne. Doch der Beamte erwiderte, daß er auch von jenem Herrn der Gewerkschaftsexekutive noch niemals gehört habe. Daraufhin machte Josef den Beamten mit dem Gewerkschaftsführer bekannt, letzterer hinwiederum stellte dem Beamten Josefs Onkel vor, und alles schien sich auf eine positive Ent-

wicklung hinzubewegen. Aber just zu diesem Zeitpunkt wurde der Beamte in den Süden versetzt, um dort selbst die Leistungsfähigkeit des Staatsapparats zu vermindern. Sein Nachfolger war zufällig ein alter Freund von Josefs Onkel und ließ daher sein Empfehlungsschreiben unbeachtet liegen, woraufhin Josef K. sofort den Schreibtisch des neuen Beamten in Brand steckte.

Die damit erzielte Regelung war leider nur provisorischer Natur. Der neue Beamte gab zwar Josef K. eine Empfehlung an sich selbst, aber in unleserlicher Handschrift. Der enttäuschte Jossi entschied sich für das juristische Vorgehen und erhob beim Bezirksgericht Anklage gegen die ganze Bande. Gleichzeitig beantragte er beim Obersten Gerichtshof eine Einstweilige Verfügung, derzufolge das Bezirksgericht begründen sollte, warum es nicht bereit sei, die Klage des Josef K. zuzulassen. Darüber hinaus beantragte er beim Obersten Rabbinat einen Bannfluch gegen das Oberste Gericht, falls dieses nicht bereit sei, die Einstweilige Verfügung gegen das Bezirksgericht zu erlassen. Um aber ganz sicher zu sein, ging er nochmals zum zuständigen Beamten. Bei dieser Gelegenheit brachte er einen verrosteten Kanister mit und begoß den Staatsdiener mit einer Mischung aus Wundbenzin und giftgrüner Acrylfarbe.

Zum Erstaunen aller Beteiligten wurde er daraufhin verhaftet und verbrachte fast eine ganze Woche im Gefängnis. Als er endlich gegen stark ermäßigte Kautions entlassen wurde, rannte er unverzüglich mit dem verrosteten Kanister zum Beamten zurück und erhielt sofort die Konzession für die Errichtung eines Eiskremkiosks im Zentrum von Tel Aviv. Zwar handelte

es sich nur um ein bescheidenes Unternehmen, doch sicherte es Herrn K. und seiner kleinen Familie ein angemessenes Einkommen.

*

Mittlerweile war die hochschwangere Gattin des Josef K. bereits ins Krankenhaus eingeliefert worden. Der werdende Vater stürzte sich sogleich auf den Oberarzt mit dem Ersuchen, dafür Sorge zu tragen, daß seine Frau unbedingt einen Sohn in die Welt setzte.

»Warum einen Sohn?« fragte der Mediziner.

»Weil nur ein Mann in der Lage ist, den nötigen Druck im Leben auszuüben«, antwortete Jossi K.

Der Oberarzt behauptete, darauf keinen Einfluß zu haben. Also ging Jossi mit dem verrosteten Kanister wieder zu seinem Freund, dem Beamten von der Konzessionserteilung, um diesen durch die bewährte Mischtechnik um einige telephonische Empfehlungen zu bitten. Der Oberarzt blieb ungerührt und weigerte sich unsinnigerweise, auf die warmen Empfehlungen einzugehen. Und zwar so lange, bis Josef K. einen gutvorbereiteten Nervenzusammenbruch erlitt, in die Oberschwester biß und laute Klagelieder anstimmte. Damit erreichte er endlich sein Ziel, der Arzt gab seinen Widerstand auf, und Josef K. wurde Vater eines strammen Sohnes.

In diesem gemächlichen Stil ging das Leben des mediterranen Durchschnittsbürgers Josef K. jahrelang weiter. Viele seiner Bekannten glaubten, daß Josef K. ein Glückspilz wäre, dem Fortuna Erfolg beschert, doch er selbst wußte genau, daß jedes Gelingen eine neue Kraftprobe gefordert hatte.

Der andauernde Druck unterwanderte schließlich seine Gesundheit, und eines Tages brach er zusammen. Ehe Josefs müdes Herz zu schlagen aufhörte, lächelte er vor sich hin und dachte: »Endlich erreiche ich hierzulande etwas, ohne Druck auszuüben.«

Und damit schloß er seine Augen für immer.

Der Arzt notierte als Todesursache: hoher Blutdruck.

Sollte ich jemals gefragt werden, welche technische Neuerung dieses Jahrhundert am entscheidendsten geprägt hat, würde ich sicherlich nicht antworten, weil ich prinzipiell nicht bereit bin, mit Schwachsinnigen zu diskutieren. Schon die Formulierung dieser Frage ist ebenso hirnrissig wie überflüssig. Kann es wirklich irgendwo auf dem Erdball noch einen Menschen geben, der nicht weiß, daß wir im Zeitalter des Fernsehens leben?

Israel hat sich zwar mit dem Mut eines Löwen gegen dieses faszinierende Massenmonstrum gewehrt. Das Rückzugsgefecht dauerte sogar bis in die späten Sechziger Jahre, doch dann erlahmte der Widerstand, und die weiße Fahne mußte gehißt werden.

Inzwischen ist eine neue Generation herangewachsen, die schon in der Gefangenschaft geboren wurde, eine Generation, die Bücher nur noch aus der Schulzeit kennt. Die Gespräche wurden einsilbiger, die Bildschirme farbiger, und unsere Kapitulation wurde Mal. Es gibt nur noch wenige Trotzköpfe, die es immer noch wagen, ihren hartnäckigen Widerstand gegen die Mattscheibe zu dokumentieren. Sie betonen immer wieder, wie schwerwiegend doch der geistige Schaden sein kann, den das Fernsehen bei der Jugend verursacht ...

Diese letzten versprengten Widerstandskämpfer sind natürlich durchwegs Kinobesitzer. Mit einer Ausnahme, und die bin ich.

Bildstörung

Auch die fanatischsten Anhänger der amerikanischen Cowboyfilme können nicht behaupten, daß unser junges Fernsehen so fehlerfrei ist, daß aus rein technischer Sicht nicht noch manches vervollständigungsfähig wäre. Hier und dort geschieht es bei Nachrichtensendungen beispielsweise, daß die Lippen bereits in Aktion sind, während die Stimme erst mittendrin auf allen vieren angekrochen kommt. Oder daß der Sprecher sagt: »Und nun sehen Sie Aufnahmen aus dem lahmgelegten Ost-Jerusalem«, und blickt nach Osten, und es erscheint kein Bild. Er ordnet die vor ihm liegenden Papiere, blickt wieder, und es erscheint auch jetzt kein Bild. Leicht lahmgelegt beginnt er mit der folgenden Nachricht, just als ein atemloser Eiffelturm aus Paris eintrifft. Und dann noch jene übernatürliche Erscheinung: Jedesmal, wenn die Kamera einen Menschen aus der Masse einfängt und zoomartig heranholt, hat dieser den Finger in der Nase. Es stellt sich nun die Frage: Wird diese Person gefilmt, weil sie den Finger in der Nase stecken hat, oder merkt sie, daß sie im Brennpunkt des Interesses steht, und wird daher sofort aktiv?

Es sei auch bemerkt, daß die Qualität der Aufnahmen gelegentlich recht unterschiedlich ausfällt. So waren zum Beispiel die Aufnahmen vom Mond um einiges schärfer als die aus dem Parlament.

Ebenso macht es nicht das geringste aus, daß unsere Tänzer auf der Mattscheibe immer wie Zwerge à la Toulouse-Lautrec aussehen, daß das Festival von San Remo versehentlich zum viertenmal ausgestrahlt

wird. Nicht einmal, daß das Testbild des Senders Stunden vor und nach den Sendungen auf dem Bildschirm flimmert, um den Empfang aller arabischen Sender der Region zu stören, was menschlich zwar verständlich, von der Sache her jedoch ärgerlich ist. Wie gesagt schmälern all diese Vorkommnisse keineswegs die Freude, die unser junges Fernsehen uns und unserer Nachkommenschaft bereitet. Die einzige ernsthaftere Beschwerde richtet sich gegen den nominalen Bereich, der sich auf unseren Bildschirmen immer breiter macht. Es handelt sich hier um den an und für sich legitimen Wunsch des kleinen Mitarbeiters im zeitgenössischen Fernsehen, seinen Namen in möglichst hoher Frequenz ertönen zu hören, ein chronisch gewordenes Symptom, das die Sendungen zu einem täglichen Namensverzeichnis werden läßt.

Wird beispielsweise in den Nachrichten der Filmbericht über einen Zug gezeigt, der aus irgendwelchen Gründen sein Gleis verlassen hat, sagt der Sprecher: »Unser Reporter Dov Mendelevitch war am Ort.« Mit kleiner Verspätung erscheint Dov Mendelevitch mit dem Mikrophon in der Hand, verdeckt den Zug und sagt: »Hier Dov Mendelevitch.« Gleichzeitig erscheinen auf dem Bildschirm Schlag auf Schlag die Buchstaben »Dov Mendelevitch berichtet«, um etwaige Mißverständnisse auszuschließen. Dov Mendelevitch gibt dann zurück in das Studio, wo der Nachrichtensprecher sagt: »Sie sahen die Filmreportage von Dov Mendelevitch«, und wenn im Hintergrund auch noch das Pfeifen der Eisenbahn zu hören war:

»Tontechnik: Michael Gutmann-Hirsch. Reiseplanung: Frederike Weiß.«

Die Rundfunk- und Fernsehmitarbeiter mögen mir



verzeihen, aber ich habe nie verstanden, weshalb ihre Namen eine solche Bedeutung haben. Wo doch im alltäglichen Leben viele talentierte Menschen ihre Pflicht erfüllen, ohne daß ihre Namen auf Schritt und Tritt erwähnt würden. Sollte demnächst beispielsweise der erste israelische Sputnik ins All befördert werden, so werden wir die Namen Hunderter Wissenschaftler, die dies geplant und ausgeführt haben, nie erfahren, nicht einmal den Namen des Verfassers der Nachricht oder des Redakteurs. Der erste, vermutlich auch der einzige Name, den wir erfahren werden, ist der jener Person, der man die Nachricht zum Vorlesen in die Hand gedrückt hat.

Natürlich könnte man behaupten, daß der Verfasser dieser Zeilen Neid verspürt, und es ist auch unwahrscheinlich, daß er frei ist von menschlichen Schwächen. Im Gegenteil, mein innigster Wunsch ist die Einbeziehung in jenen nominellen Bereich. Ich verlange von der Fernsehleitung mit allem Nachdruck die Aufnahme in den Appell als Zuschauer. Die halbe Sendezeit eines jeden Programms ist ohnehin dem Siegeszug der Gestalternamen gewidmet, während hinter den auf- und abflimmernden Buchstaben die Teilnehmer der Sendung die Zeit mit freier Unterhaltung, Kartenspielen oder Gruppengymnastik totschiagen ... Hier ist ein handelsübliches Personenverzeichnis nach einer viertelstündigen Sendung über die Mückenplage:

Idee: Sammy Donner

Gestaltung: Immanuel M. Kasten

Bearbeitung: Henry Weinreb

Redaktion: Danni Strahl

Regie: Arje Lichtmann

Regieassistent: Mirjam Schwartz-Bonaparte

Ton: Wolf Schweigsam

Mücken: Mussa Dingdas

Schnitt: Baruch Lob

Produktion: Itamar Goldfinger

Abwesend: Pinchas Zitrin

Überwachung: Rabbiner Moshe Gassman

Zuschauer: Ephraim Kishon

Erinnern Sie sich noch an vergangenen Dienstag? Da verschwand plötzlich das Bild, und es waren nur noch tanzende Linien in Zickzack und Mäander zu sehen. Seltsamerweise zeichnete *dafür* kein Mensch verantwortlich. Warum kann man nicht eine Schrift einblenden: »Für Bildstörungen zuständig: Menasche Treuherz jr.«?